# David Rizzio,

oder

# Scenen in Europa

während

## des sechzehnten Jahrhunderts.

---

Aus dem schriftlichen Nachlasse

**William Henry Ireland's**

herausgegeben

von

**G. P. R. James.**

Aus dem Englischen übersetzt

von

**Dr. Ernst Susemihl.**

---

Vierter Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1852.

# David Rizzio.

---

Vierter Band.

## Erstes Kapitel.

Ich habe in der letzten Zeit zu viel von politischen Angelegenheiten gesprochen, daß ich mich jetzt gern zu heiteren Gegenständen wende.

Vor einiger Zeit erließ Heinrich ein Edict, worin die Vorstellung jener Mysterien, wovon ich so oft gesprochen, in Folge ihrer unmoralischen Tendenz verboten wurde; und wahrscheinlich wählten die Dichter Frankreichs, den italienischen nachahmend, ihre dramatischen Stoffe aus klassischen und romantischen Quellen. Eins der frühesten dieser Schauspiele, wobei ich zugegen war, ist die Cleopatra von Jodelle, die im Hotel von Rheims aufgeführt wurde, und die zwar von den höheren Klassen gut aufgenommen, von der großen Masse aber keineswegs mit dem Enthusiasmus begrüßt wurde, welchen die Anordner erwartet

hatten. Die große Masse der Bevölkerung hängt noch immer an ihren alten theatralischen Vorstellungen, und man hat es nöthig gefunden, das königliche Edict gegen die Mysterien zu beschränken und ihre Vorstellungen zu gestatten, nachdem sie einer verständigen Censur unterworfen worden.

Ich hatte mir freilich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß das französische Theater einer Verbesserung entgegengehe und daß Stücke, wie sie in Rom aufgeführt werden, bei dem französischen Volke Beifall finden würden; aber es ist einleuchtend, daß ohne Leichtfertigkeit und Possenreißerei hier Nichts gefallen wird, und ich zweifle sogar, daß ein Jahrhundert eine hinlängliche Veränderung hervorbringen wird, um den Parisern Geschmack an der verfeinerten Literatur einzuflößen.

Am Hofe hatte Alles noch dasselbe Ansehen, und ich fand keine Gelegenheit, etwas Neues aufzuzeichnen, bis zu der Periode, welche folgende außerordentliche und unerwartete Nachricht von dem deutschen Kaiser brachte.

Nachdem Karl der Fünfte eine Reihe von Unglücksfällen erfahren hatte und sich noch immer an seinen Feinden zu rächen wünschte, richtete er die letzten Anstrengungen seiner Regierung gegen Frankreich. Aber die Entschlossenheit des Herzogs von Guise und die Tapferkeit des französischen Militairs vereitelte alle

seine Bemühungen gegen Metz, und er wurde genöthigt, eine Belagerung, die er nimmermehr aufzugeben geschworen, nach einem Verluste von vierzig tausend Mann einzustellen. Der Reichstag zu Augsburg im Jahre 1555 bestätigte den passauer Vertrag und gab den Protestanten, die er verfolgte, gleiche Rechte mit den Katholiken. So sah Karl den Untergang seiner Pläne, die Schmach seiner Waffen, die Abnahme seiner Macht und die tägliche Vermehrung seiner Feinde. Von der launenhaften Aufregung des Ehrgeizes, wie es schien, zu der Verrichtung von etwas Außerordentlichem getrieben, faßte er den Entschluß, seine erblichen Besitzungen seinem Sohne Philipp zu übergeben. Als die Generalstaaten der Niederlande im October zu Löwen versammelt waren, ertheilte der Kaiser in einer pomphaften Anrede einen Bericht über das mühsame und unruhige Dasein, welches er geführt, über seine häufigen Reisen in Europa und selbst in Asien, sowie auch über die Kriege, in die er beständig verwickelt gewesen. Er legte besonderen Nachdruck auf die Aufopferung seiner Zeit, seiner Vergnügungen und seiner Gesundheit zur Vertheidigung der Religion und zur Beförderung der öffentlichen Interessen, und schloß mit den Worten:

„So lange meine Kräfte es gestatteten, habe ich nach bestem Vermögen meine Pflicht erfüllt. Ich finde mich jetzt von einer unheilbaren Krankheit ergriffen,

und die Schwächen der Natur fordern Ruhe. Das Glück meines Volks ist mir viel theurer, als das Vergnügen zu regieren. Anstatt eines Greises am Rande des Grabes, stelle ich Euch einen Prinzen in der Blüthe des Lebens vor, der thätig, unternehmend und mit Scharfsinn begabt ist. Was mich betrifft, so hoffe ich, wenn ich im Verlaufe einer langen Regierung Irrthümer begangen habe, Ihr werdet sie meiner Schwäche zuschreiben und beten, daß mir vergeben werde. Ich werde nie verfehlen, das lebhafteste Andenken an Eure Treue zu bewahren, und Euer Wohlergehen wird der erste Gegenstand meiner Gebete sein, die ich dem Allmächtigen vortrage, den ich den Rest meines Daseins zu weihen entschlossen bin."

Dann wendete er sich zu dem Prinzen Philipp, der sich bereits auf seine Kniee geworfen und die Hand seines Vaters geküßt hatte. Ihm ertheilte der Kaiser einige väterliche Rathschläge über die geheiligten Pflichten eines Monarchen und beschwor ihn, ohne Unterlaß für das Wohl und Glück seines Volkes zu arbeiten.

Zum Schluß seiner Rede ertheilte Karl seinem Sohne einen feierlichen Segen, drückte ihn mit Inbrunst an sein Herz und sank dann erschöpft von der Anstrengung und gerührt von den Thränen der Versammlung, blaß wie eine Leiche, auf seinen Sitz zurück.

So erreichte der ehrgeizige Prinz von Spanien,

jetzt Philipp der Zweite, den Gipfel seiner gegenwärtigen Wünsche. Aber wer kann bezweifeln, daß bei einem so ehrgeizigen und gewissenlosen Geiste, wie er gezeigt hat, diese Wünsche mit dem Besitze zunehmen und der Appetit mit der Fülle der Nahrung sich nur steigern werde. Die ersten Symptome des fieberhaften Durstes nach Macht liegen uns bereits vor. Wir haben gesehen, was der Anfang seiner Regierung gewesen ist. Das ganze Europa mag sich vorsehen, denn wo die Brust kein einziges menschliches oder edles Gefühl hegt, was läßt sich da anders erwarten, als Krieg und Menschenschlächterei, so lange durch Blutvergießen Etwas zu erlangen ist?

Nachdem ich von dieser ersten Abdankung des Kaisers Karl des Fünften gesprochen habe, kann ich ebenso gut auch die Folge der Erzählung hinzufügen, obgleich die Ereignisse, die ich zu erwähnen im Begriffe bin, nach einem beträchtlichen Zwischenraume geschahen, während dessen der Monarch vergebens mit seinem Bruder Ferdinand, der bereits als römischer König anerkannt worden war, unterhandelte, seine Ansprüche an die Kaiserkrone ebenfalls zu Gunsten Philipps aufzugeben. Er nahm auch thätigen Antheil an den Verhandlungen, die dem Waffenstillstande von Vaucluse vorhergingen; endlich aber, von Krankheit überwältigt oder der Unruhe des politischen Lebens müde, entschloß er sich, die letzten Reste der Macht

von sich zu werfen und sein noch übriges Leben in Spanien zuzubringen.

Nach einigem Aufschube, während dessen er verschiedene Streitpunkte zwischen seinem Sohne und dem französischen Hofe zu einem friedlichen Ausgange führte, schiffte er sich in Zeeland ein und erreichte wohlbehalten das Land, welches er zu seinem Zufluchtsorte gewählt hatte. Als er das Schiff verließ, warf er sich am Strande nieder, küßte den Boden und rief:

„Nackt bin ich vom Mutterleibe gekommen, und nackt kehre ich zu dir, allgemeine Mutter, zurück.“

Als er Burgos erreichte, diente der geringe Glanz, der sich bei seinem Empfange zeigte, und der Mangel an Pünktlichkeit in der Auszahlung einer Pension von hundert tausend Dukaten, die das Einzige war, was er sich von seinen ungeheuren Revenüen vorbehalten hatte, dazu, ihm diese freiwillig gewählte neue Lebensart zu verbittern.

Er wählte zu seinem Aufenthalt das Kloster St. Just in Estremadura, und in dieser Abgeschiedenheit unterhielt er sich mit der Uhrmacherkunst, gab die Beschäftigung aber auf, als er fand, daß er nicht zwei Uhren dahin bringen könne, vollkommen gleich zu gehen, wobei er Worte fallen ließ, die seine Diener auf den Gedanken brachten, er erkenne die Thorheit, früher bemüht gewesen zu sein, einen großen Theil des Men=

schengeschlechts dahin zu bringen, eine gleichförmige Denkweise anzunehmen.

Eine Zeitlang machte das gesunde Klima und die völlige Befreiung von der Last der Staatsgeschäfte, daß Karl seinen Zufluchtsort als einen beneidenswerthen Ruheplatz ansah; endlich aber versenkten ihn erneuerte und heftigere Gichtanfälle, und wenn man dem Gerüchte glauben darf, ein bitteres Gefühl, dem Throne entsagt zu haben, in die finsterste Melancholie, die seine Geisteskräfte in hohem Grade schwächte. Bald verzichtete er auf alle Erholungen und befolgte die strengsten Vorschriften des klösterlichen Lebens. In dem Uebermaß der Gluth seiner Andacht suchte er eine neue Art der Kasteiung zu erfinden, um sich dadurch mit dem Himmel zu versöhnen, und wählte dazu das außerordentliche Mittel, Zeuge seines eigenen Leichenbegängnisses zu sein. In ein Leichentuch gehüllt und von seinen Dienern in Trauer begleitet, näherte er sich einer Bahre, die in der Mitte der Kirche stand, und legte sich in seinen Sarg. Darauf begann das Todtenamt und der Monarch stimmte mit in die Gesänge der Mönche ein, die eine Messe für die Ruhe seiner Seele sangen. Nachdem man endlich seinen Körper mit geheiligtem Wasser besprengt hatte, entfernten sich Alle und die Kirchenthüren wurden geschlossen. Karl blieb eine beträchtliche Zeit allein; dann stand er auf, begab sich an den Hochaltar und

verrichtete inbrünstige Gebete, worauf er sich in seine Zelle zurückzog und die Nacht in tiefen Betrachtungen zubrachte. Diese außerordentliche Ceremonie beschleunigte den Tod des Fürsten, der bald darauf in Folge der geistigen Aufregung einen heftigen Fieberanfall bekam. Seine geschwächte Körperconstitution konnte der Gewalt der Krankheit nicht widerstehen, und er starb am 21. September 1558 im Alter von neun und funfzig Jahren.

---

## Zweites Kapitel.

Um die Zeit, über die ich eben berichtet habe, kamen Depeschen von großer Wichtigkeit aus Italien an, die das Hinscheiden des Papstes Julius des Dritten, die Erwählung und den Tod Marcellus des Zweiten und die Wiedererwählung Paul des Vierten enthielten. Ich verlor an dem Papste Julius einen gütigen Patron; aber der schwerste Schlag, den mir diese Depeschen ankündigten, war der Tod meines geliebten und geehrten Freundes und Beschützers, des Cardinal Sadoleti, der im vier und achtzigsten Jahre seines Alters eines christlichen Todes starb. Bis zuletzt hatte er seine zärtliche Sorgfalt für mich nicht vergessen und einen viel jüngeren Cardinal, als er, der überdies bei dem neuen Papste großen Einfluß hatte, gebeten, als Freund für mich zu sorgen. Diese Eminenz, Namens Romaldi, berichtete in seinem ersten

Briefe in den rührendsten Ausdrücken über die letzten Augenblicke des heiligen und ehrwürdigen Mannes und theilte mir mit, daß mir Sadoleti ohne Rücksicht auf frühere Geldgeschenke in seinem Testamente ein beträchtliches Legat ausgesetzt habe. Später habe ich den Beweis von dem Einflusse erhalten, den dieser liebreiche und gerade Charakter noch nach seinem Tode besaß, denn seiner Empfehlung allein verdanke ich es, daß mir gestattet worden, alle die Aemter beizubehalten, die ich am französischen Hofe bekleide.

Zugleich mit den erwähnten Depeschen erhielt ich auch einen Brief von meiner Lebensretterin Julietta, die mir die Nachricht ertheilte, daß sie von ihren Verwandten und Freunden umgeben sei, die sie nicht nur mit Zärtlichkeit, sondern auch mit Achtung behandelten, in Folge des lebhaften Eifers, womit der tugendhafte und geehrte Sadoleti für ihre Sache gesprochen. Aus ihrer Mittheilung erfuhr ich auch, daß man in Folge der Nachrichten, die sie dem Cardinal über die Geheimnisse der blutdürstigen Bande am Fuße der Alpen, durch deren Hände ich beinahe umgekommen wäre, schriftlich ertheilt, geeignete Schritte gethan, um sie zu überraschen, und daß man zu dem Zwecke Truppen abgesendet habe. Viele von der Bande waren auf der Stelle getödtet worden, nachdem sie sich auf Leben und Tod vertheidigt hatten; die Uebrigen hatte man in Ketten nach Italien ge-

bracht und hingerichtet. Man hatte auch Untersuchungen über die Handlungsweise der Signora Pastrucci angestellt, die Julietta mit solcher List in die Gewalt Bernardino's des Giftmischers verlockt hatte. Man entdeckte, daß sie seit Jahren seine Vertraute, sowie auch die thätigste Kupplerin im Solde des Fürsten Pietro Luigi Farnese gewesen. Ihre Hauptbeschäftigung hat indessen darin bestanden, die Gifte zu bereiten, womit Bernardino sein teuflisches Handwerk getrieben, und die von so genau berechneter Beschaffenheit waren, daß der Tod im Augenblick herbeigeführt oder das Schlachtopfer Monate oder selbst Jahre lang einer allmähligen Auszehrung hingegeben wurde, die der ärztlichen Geschicklichkeit Trotz bot. Die Pastrucci war eingezogen und ihr zahllose Mordthaten nachgewiesen worden. Sie endete ihre verbrecherische Laufbahn, indem sie auf dem öffentlichen Marktplatze auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, wobei man alle in ihrem Hause gefundenen Gifte mit in die Flammen warf; und man sagt, es sei hinreichend gewesen, damit die Bevölkerung Italiens um die Hälfte zu vermindern.

Mein Leben hat gewiß eine buntscheckige Scene dargestellt, und wenn ich gleich viele Süßigkeiten des Daseins gekostet habe, so ist mir doch auch mein bitterer Antheil nicht erspart worden, der uns Allen mehr oder weniger vom Schicksal bestimmt ist. Wenngleich

frühere Scenen schmerzlich auf meine Gefühle gewirkt haben, habe ich doch immer einen heilenden Balsam gefunden, und manches Uebel, welches ohne Heilung zu sein schien, ist mit der Zeit und bei veränderten Umständen erträglich geworden. Ich hatte die zuversichtliche Hoffnung gehegt, daß ich in meinen Jahren keinen weiteren geistigen Prüfungen ausgesetzt sein, daß ich meine Laufbahn mit Festigkeit und Sicherheit würde verfolgen und in Frieden ins Grab sinken können. Es war eine vernünftige Erwartung von einem Manne im reifen Alter, Blut und Leidenschaften, auf gleiche Weise gedemüthigt durch Zeit, Erfahrung und die Macht des Nachdenkens, in Frieden dem Willen und der Vernunft unterordnen zu können.

Doch wie steht es jetzt mit Dir, und wie entwürdigt erscheinst Du in Deinen eigenen Augen, wenn Du Dir in den Stunden der ruhigen Betrachtung Deinen Wahnsinn eingestehst, Riccio? Ein halbes Jahrhundert lastet auf Deinem Haupte und Du mußt Dich einen Verliebten nennen! — Seltsame Idee! Schamröthe bedeckt meine Wange, indem ich dieses Wort niederschreibe. Ein Liebhaber, der Liebhaber eines unerwachsenen Mädchens! Aber es will niedergeschrieben sein. Auf diesen Blättern habe ich die Wahrheit zu meiner Führerin gewählt und will ihre Spur jetzt nicht verlassen, da ich von der Gegenwart anstatt von der Vergangenheit rede.

Bei einer früheren Gelegenheit habe ich erwähnt, daß Maria, Königin von Schottland, gleich nach ihrer Ankunft in Paris von dem Könige von Frankreich in ein vortreffliches Institut zu St. Germain gebracht wurde. Die Lehrer in den verschiedenen Fächern des Unterrichts mußten sich der strengsten Prüfung hinsichtlich ihrer moralischen Aufführung unterwerfen, ehe sie Unterricht ertheilen durften, und es war zuweilen sehr schwierig, Personen zu finden, die in jeder Hinsicht dazu geeignet waren. So geschah es, daß der Musiklehrer, ein zu seiner Zeit berühmter Mann, vor einem Jahr an einer epidemischen Krankheit starb und sich Niemand fand, der geeignet war, seine Stelle in dem Institut zu ersetzen. In dieser Verlegenheit, da die Prinzessin und ihre wenigen Mitschülerinnen ohne Unterricht in der Musik waren, wendete sich König Heinrich an mich, dessen regelmäßige Gewohnheiten wohl bekannt waren, und richtete die Bitte — die in der That ein Befehl war — an mich, auf eine kurze Zeit diese Stelle zu bekleiden, indem er versprach, daß dadurch meinen wichtigeren Pflichten kein Eintrag geschehen sollte. Ich willigte mit Vergnügen ein und bereitete mich unverzüglich vor, einige glänzende Proben von meiner Geschicklichkeit und Kenntniß in einer Kunst abzulegen, die ich immer geliebt hatte. Die Schülerinnen dieses Instituts sind auf dreizehn beschränkt, und vielleicht hatte

eine solche Auswahl der Schönheit nie ihres Gleichen. Doch obgleich in allen Richtungen nur Schönheit und Grazie dem Blicke begegnete — so giebt es doch nur eine Maria von Schottland und sie erschien als das unvergleichliche Urbild der irdischen Vollkommenheit. Es war allgemein bekannt, daß ihre Vermählung mit dem Dauphin Franz gefeiert werden sollte, wenn sie das Alter von sechzehn Jahren erreicht habe, welcher Zeitpunkt jetzt nahe bevorstand. Täglich sollte ich jetzt Reize schauen, die nie mein werden konnten, und auf eine Stimme horchen, deren Töne der Liebe für einen Andern bestimmt waren. Die Bezauberung ergriff mich — der Wahnsinn bemächtigte sich meiner; doch mag man mich nicht mißverstehen. Kein unbesonnener Wunsch, kein unheilvoller Gedanke kam mir je in den Sinn. Von dem Augenblick an, wo ich mit der Königin von Schottland in so nahem Verkehr stand, schwur ich mit inniger aber reiner Hingebung von jetzt an mein Leben ihrem Dienste zu widmen. In Wohl und Weh, es komme was da wolle, schätzt Riccio jetzt das Dasein nur in so weit, als es ihn in den Stand setzt, ein so hoch über ihm stehendes und mit seiner Leidenschaft unbekanntes Wesen zu überwachen und zu vertheidigen.

Leidenschaft? Ich will es nicht mit dem Namen benennen. Es ist Anbetung.

Aber ich will zu dem einförmigen Gange der

Handlung zurückkehren und nicht mehr von Gefühlen reden. Ich erfüllte meine Pflicht als Lehrer und fand bald, daß eine öde Einförmigkeit in den Plänen des früheren Lehrers geherrscht hatte. Ich begann daher in der Unterrichtsmethode abzuwechseln und lehrte auch mit der größten Sorgfalt alle Verfeinerungen der italienischen Schule, die damals in Frankreich wenig bekannt waren. In kurzer Zeit gewann ich so sehr die Zuneigung meiner vornehmen Schülerinnen, daß sie sich, wenn ich erschien, in ihrer unbefangenen Unschuld, unbekannt mit allem Uebel und aller Leidenschaft, wie eine Sylphidenschaar um mich drängten und so viele Fragen an Signor Riccio richteten, daß häufig viele Zeit verging, ehe ich Gelegenheit fand, eine regelmäßige Lection zu ertheilen. Sie wußten auch, daß ich kein gedungener Lehrer sei, und deshalb behandelten sie mich ganz anders. Indessen brachte ich bald eine beträchtliche Veränderung hinsichtlich der Wissenschaft der Musik und ganz besonders in der Kenntniß der Harmonie hervor, die bisher sehr unvollkommen gewesen. Mein nächster Schritt war, den Vorschlag zu machen, einige Stücke zusammen auszuführen, welche Idee ein allgemeines Entzücken erregte. Der erste Versuch dieser Art wurde mit einem kleinen Stücke gemacht, die „Feeenregion“ genannt, worin alle meine schönen Schülerinnen thätig waren.

Nachdem das Stück einigemal durchgespielt worden war, erklärten sie, sie wollten in dem großen Saale eine Bühne errichten lassen und das Stück in Kostüm vorstellen. Zwei andere Compositionen, die nicht nur unschuldig waren, sondern auch eine moralische Tendenz hatten, wurden ebenfalls eingeübt, während man die Bühne aufschlug und das Weitere dazu anschaffte, wobei keine Kosten gespart wurden. Die Scenerie war so kostbar, wie ich sie nur in irgend einem Myster gesehen, und es war für jede Bequemlichkeit einer edlen und auserwählten Zuhörerschaft reichlich gesorgt.

Der Raum vor der Bühne war auf dreihundert Personen berechnet; aber die beabsichtigte Vorstellung war bei Hofe bekannt geworden und jeder bemühte sich, Zutritt zu erhalten. Ihre Majestäten, der Dauphin Franz, der Prinz Karl, so wie die ganze königliche Familie mußten natürlich unter den Zuschauern sein; aber diese und ihre höchsten Hofbeamten nahmen den größten Theil des leeren Raumes ein und die noch übrigen Plätze waren nicht hinreichend für den zehnten Theil derjenigen, welche Zutritt zu haben wünschten. Man hätte denken sollen, es stehe eine große Festlichkeit bevor, denn viele gingen mit nassen Augen und schmollenden Lippen getäuscht fort.

Endlich kam der Tag der Vorstellung und wie man sich leicht denken kann, war mein Geist nicht

wenig aufgeregt, da offenbar der Tadel auf mich gefallen sein würde, wenn die Sache fehlgeschlagen wäre. Die Königin Maria spielte natürlich die Hauptrolle, und ihr Vortrag übertraf Alles, was die kühnsten Hoffnungen nur hätten versprechen können. Der Beifall war oft betäubend und ging über die gewöhnlichen Grenzen der Hofceremonien hinaus. Kurz, die ganze Vorstellung wurde für vortrefflich gelungen erklärt. So zufrieden war der König damit, daß er, ehe er den Ort verließ, erklärte, ihm und der Königin würde eine Wiederholung solcher Stücke von Zeit zu Zeit sehr angenehm sein. Der günstige Erfolg brachte mir zahlreiche Lobsprüche ein, die ich gern entbehrt hätte; und in Erwartung einer künftigen Vorstellung, wobei ich Einlaßkarten zu ertheilen hatte, wurde mir so sehr der Hof gemacht, als hätte ich Aemter und Würden zu vergeben.

Mehrere von diesen Vorstellungen fanden im Verlaufe des Jahres statt, gegen dessen Ende die Königin von Schottland St. Germain verließ, um sich am Hofe aufzuhalten und vor ihrer Vermählung mit dem Dauphin Franz mit der königlichen Etikette bekannt zu werden. Dort unter den Schönsten und Gebildetsten des Landes übertraf Maria Stuart ihre ganze Umgebung an körperlichen und geistigen Eigenschaften.

Jetzt hörte man von weiter Nichts, als von der

vorstehenden Vermählung, und das Volk begann lebhaft von allen den Festen, den Schauspielen und Gelagen zu reden, die wahrscheinlich bei dieser freudigen Gelegenheit stattfinden würden. Aber während die Herzen so vieler von Heiterkeit und Zufriedenheit erfüllt waren, war es mit mir ganz anders, dessen ruhiges Aeußere nur eine Maske war, um den Wurm im Innern zu verbergen.

Wenn die Vorsehung es gewollt, daß ein irdisches Wesen eine Form von solcher Vortrefflichkeit haben sollte, um jede Anstrengung der menschlichen Vernunft unwirksam zu machen, sich dem Einflusse derselben zu entziehen, worin liegt das Verbrechen, sich insgeheim der Bezauberung hinzugeben und jede Kraft dem Dienste des angebeteten Gegenstandes zu widmen?

Ich will mich, wenn es möglich ist, zu andern Gegenständen wenden. Als Agent des heiligen Stuhls war es eine meiner vorgeschriebenen Pflichten, genau die Handlungen des französischen und englischen Cabinets im Auge zu haben und ganz besonders jede mit dem Geschick der jugendlichen Königin von Schottland verbundene Intrigue zu beobachten, deren Unterthanen bereits ein zu deutliches Streben gezeigt haben, die Ketzereien des Jahrhunderts anzunehmen, als daß sich das Conclave bei der Kenntniß von den Machinationen der englischen Ketzer beruhigen sollte. Ich

habe meine Instructionen buchstäblich befolgt; aber leider bringen sie mich in schmerzliche Lagen, obgleich ich vergebens bemüht bin, eine Leidenschaft zu überwinden, welche die Vernunft verurtheilt und nach der geringsten Ueberlegung, wegen der Ungleichheit der Lage, der Jahre und der Verhältnisse, als hoffnungslos erscheinen läßt. Was denn? Wenn ich den Ungestüm meines italienischen Bluts überwinde, die Leidenschaft erdrücke und als ein geduldiger Märtyrer sterbe, worin liegt der Fehler, mich als williges Opfer meinem Geschick hinzugeben? Wäre meine unüberwindliche Bezauberung ein einzeln dastehender Fall, so könnte ich mir mehr Tadel zuschreiben, weil ich mich nicht mit festerer Entschlossenheit waffne und die Flamme bemeistere, die mich verzehrt. Doch sehe ich Andere eine ähnliche, wenngleich ebenso hoffnungslose Leidenschaft nähren — Cavaliere von dem edelsten Blut, die bereits mit Damen verlobt sind, die wohl im Stande sein sollten, ihre Liebe zu fesseln. Mein Herz, meine Ehre ist frei von jedem andern Bande — warum sollte nicht Riccio unbeobachtet Schmerz empfinden und seine zärtliche Neigung nur durch Treue und Hingebung der demüthigsten und beharrlichsten Art für das Idol seiner zu glühenden Phantasie beweisen?

Unter dem königlichen Regiment der schottischen Bogenschützen befindet sich ein Offizier von sehr seltsa-

men Gewohnheiten Namens Archibald Stewart, über dessen Handlungen ich einen Spion bestellt habe, denn aus einigen dunklen und zweideutigen Worten, die er über die junge Königin von Schottland fallen lassen, habe ich einen Verdacht der schrecklichsten Art zu schöpfen Veranlassung gefunden. Er ist ein Mann von schweigsamen Gewohnheiten und düsterer Gemüthsart, der die Bibel in der Volkssprache immer bei sich trägt und sich in Ecken und Schlupfwinkel verkriecht, um dort insgeheim seiner Laune nachzuhängen. Obgleich er regelmäßig der Messe mit seinem Regimente, welches aus lauter aufrichtigen Katholiken besteht, beiwohnt, so vermuthet doch mein Spion, daß seine Anhänglichkeit an die wahre Kirche nur verstellt ist, und daß er in seinem Innern einer verschiedenen Form der Gottesverehrung huldigt. Wenn dies der Fall sein sollte, so ist Unheil im Werk, denn ich fand noch nie, daß die Religion anders zu einem Deckmantel angewendet wurde, als um die entsetzlichsten Absichten zu verbergen.

* *
*

Einige Tage sind vergangen, seit ich die letzten Zeilen schrieb, und ich finde mich veranlaßt, diesen Stewart noch sorgfältiger zu überwachen, denn er hat offenbar Unheil im Sinn. Ich will mich verkleiden,

ihm wie zufällig begegnen und versuchen, eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen. Vielleicht kann ich soviel von seinen Geheimnissen herausbringen, um mich vor ihm hüten und die Handlungsweise wählen zu können, die ich gegen ihn anwenden muß.

* * *

Der schwarze Plan, den ich vermuthete, hat sich nur zu bald entwickelt, und ist Gott sei Dank vereitelt worden. Mein Argwohn gegen diesen Stewart war in der That prophetisch. Wie ich beabsichtigte, nahm ich meine Gelegenheit wahr, und folgte ihm vollständig verkleidet aus der Ferne. Nachdem er durch das Thor von St. Denis gegangen war und einen einsamen Ort erreicht hatte, ging er langsamer, zog wie gewöhnlich die Bibel hervor und begann zu lesen. Ich hatte mich gleichfalls mit einer Bibel versehen, zog das Buch aus der Tasche und richtete meine Augen wie in tiefer Betrachtung auf die Blätter; da ich aber rascher ging, als er, so befand ich mich bald neben dem Gegenstande meines Argwohns. Nachdem ich ihn mit einer Bibelstelle begrüßt hatte, legte ich ihm eine unbedeutende Frage vor; aber Stewart erhob seine Augen, richtete sie zweifelhaft auf mich und schien mich, ohne zu antworten, durch eine Seitenbewegung vermeiden und allein sein zu wollen.

Ich ließ mich nicht so leicht von meinem Vorhaben abbringen, sondern blieb an der Seite dieses scheinbaren Menschenhassers, bis ich ihn endlich durch Beharrlichkeit auf meine Fragen zu antworten nöthigte; aber sein Wesen war so vorsichtig und seine Antworten so kurz, daß keine Möglichkeit vorhanden war, irgend etwas von ihm herauszubringen. Einen Umstand aber bemerkte ich ganz besonders, nämlich, daß er das entschlossenste Schweigen behauptete, wenn ich von einem politischen Gegenstande zu reden wagte oder von einem solchen, der nur im Entferntesten auf die damals herrschenden religiösen Kämpfe Bezug hatte. Als ich den Namen seiner Königin erwähnte, machte er keine Bemerkung; aber ein bitterer, teuflischer Blick schoß aus seinen Augen, der nicht zu verkennen war. Schon dieser Blick schien mir eine genügende Bestätigung meiner Zweifel zu sein, und ich entschloß mich, wenn möglich niemals zu gestatten, daß Stewart sich unbeobachtet der Königin nähere. Dies war schwierig, da ihre Wache gewöhnlich aus den schottischen Bogenschützen gewählt war. Aber ich beschloß genau zu beobachten, und wenn ich nicht dazu im Stande sei, meine Befürchtungen dem Hofe mitzutheilen.

Aber schon am nächsten Tage fiel das Ereigniß vor.

In der Kapelle des Louvre sollte ein Abendgottesdienst gehalten werden, wobei sich gewöhnlich nur

Wenige vom Hofe einfanden; da aber Maria immer sehr strenge in der Ausübung ihrer religiösen Pflichten war, so bereitete sie sich ihrer Gewohnheit nach vor, auch diesmal zu erscheinen. Eine Abtheilung von dem Regimente der schottischen Bogenschützen war auf der Wache; aber Stewart war diesmal nicht dabei. Als die junge Königin aus den königlichen Gemächern heruntergestiegen war, erreichte sie den Corridor, der zu dem Privateingange der Kapelle führte. Der Gang war zu beiden Seiten von Gemeinen des Regiments besetzt und Archibald Stewart bewog, wie man glaubt, einen seiner Kameraden, ihm zu erlauben, sich hinter ihn zu stellen, indem er irgend eine Entschuldigung für die Seltsamkeit dieser Bitte angab. Ich folgte einen oder zwei Schritte hinter der jungen Königin und beobachtete, während ich weiter ging, die Gesichter der Soldaten zu beiden Seiten; aber ich bemerkte Stewart nicht, der sich wahrscheinlich, bis der Augenblick zur Ausführung seines teuflischen Vorsatzes gekommen war, bis zur Erde niedergebückt hatte. Maria war nur noch wenige Schritte von dem Eingange der Kapelle entfernt, als ich eine Bewegung vernahm, und meine Augen wie der Blitz auf die Stelle richtend, erblickte ich eine erhobene Hand, die einen bloßen Dolch hielt, und im Begriff war, sie über die Schulter eines von den Gardisten zu treffen. Ich stürzte vorwärts und ergriff den sich

niedersenkenden Arm des Mörders noch gerade zur rechten Zeit, um die Dolchspitze zu verhindern, das Blut der schönen und unschuldigen Prinzessin zu trinken. Ich hatte dem Schurken die Waffe aus der Hand gedreht; aber Maria taumelte erschrocken einige Schritte zurück und fiel in meinen Arm, so daß ich genöthigt war, den Bösewicht loszulassen, der schon beinahe den Eingang des Corridors erreicht hatte, als ich laut rief, die Thüren zu schließen und den Mörder zu ergreifen. Glücklicherweise wurde der Befehl sogleich befolgt und der Fremde, dessen Gesicht ich noch nicht deutlich gesehen, verhaftet. Als ich Ihre Majestät wohlbehalten in den Palast zurückgeleitet hatte, fand ich ihn in der Wachtstube des Palastes gefangen, und wie ich erwartet hatte, waren die Züge, die sich mir darstellten, keine andern, als die des Archibald Stewart, gegen den ich schon so lange Argwohn gehegt.

Die Wache war eben im Begriffe, ihn nach Vincennes abzuführen, und ich kehrte gleich darauf in die Gemächer der Königin von Schottland zurück, um nach ihrem Befinden zu fragen. Sie empfing mich sogleich und sprach ihren Dank in Ausdrücken aus, die ich nicht zu wiederholen wagen will. Zu gleicher Zeit schien sie begierig, mehr von dem unglücklichen Manne zu erfahren, der den Versuch gemacht hatte, sie zu tödten; und da sie fürchtete, er möchte grau=

sam behandelt werden, so bat sie mich, ihn am nächsten Tage zu besuchen — ja, ihn zu trösten und zu unterstützen. Nachdem ich einen besondern Einlaßbefehl erhalten hatte, begab ich mich in den Kerker zu Vincennes, wo ich den unglücklichen Gefangenen in einem unterirdischen Gemache fand, welches nur von einer mattbrennenden Lampe erhellt war. Er richtete seine Blicke auf die Thür, sobald sie geöffnet wurde; aber seine Augen schienen ein boshaftes Feuer von sich zu strahlen, und ihr Glanz wurde noch entsetzlicher durch die düstere Schwermuth, die sein übriges Gesicht zeigte. Nur mit Schwierigkeit bewog ich ihn zu reden; als ich aber sein entsetzliches Verbrechen erwähnte, brach er in ein Hohngelächter aus, und anstatt das geringste Zeichen der Reue zu erkennen zu geben, schien er sich seiner That zu rühmen und nur das Mißlingen derselben zu bedauern.

„Was vorher bestimmt ist, läßt sich nicht vermeiden,“ sagte er. „Jeder von uns ist zu seinem besonderen Berufe erwählt; Einige zu leiden und zu widerstehen, Andere glücklichen Erfolg zu haben und zu triumphiren. Ich wurde zu dieser That von einer Stimme berufen, der ich nicht ungehorsam sein konnte. Es war nicht meine Wahl; denn ich finde kein Vergnügen daran, ein junges und schönes Wesen zu tödten; aber die Stimme sagt immer: „„Thu es! sie wird den Greuel der Verwüstung unter ihr Volk

bringen und alles Wasser im Lande in Wermuth verwandeln.‟"

Ich redete ihm vergebens zu. Er spottete über die Folter oder stellte sich wenigstens so, und sagte, es sei eine gnädige Fügung des Himmels, daß er ein Märtyrer des wahren Glaubens sein solle. Ich versuchte ihn dann von seinen religiösen Irrthümern zu überzeugen und wagte sogar die Hoffnung auszusprechen, daß eine Milderung seiner Leiden eintreten könne, wenn er Proben unverstellter Zerknirschung ablege. Während des letzten Theils meiner Anrede zeigte er beträchtliche Aufregung, und kaum hatte ich ausgesprochen, als er sich von seinem Sitze erhob und mit eiligen Schritten im Kerker auf und ab ging, während das Klirren seiner schweren Ketten durch das Gewölbe ertönte, wodurch er deutlich zeigte, daß sein Stoicismus nicht so fest sei, wie er ihn darzustellen wünschte. Dann blieb er plötzlich stehen und erwiderte in erhöhtem Tone:

„Glaubst Du, ich fürchte die Tortur, oder mein Leib werde zucken auf der Folterbank? Vielleicht schreibt sich der Glaube an meine Geistesschwäche von der Feigheit Deiner eigenen Natur her. Nein, ich verachte das Mitleid und weise die Hoffnung auf Gelindigkeit zurück."

Dann sah er mich mit einem Blicke gemischter

Wildheit und Verachtung an und fügte in demselben pomphaften Tone hinzu:

„Wisse, daß der schottische Edelmann Archibald Stewart, der Feind des abgöttischen Roms, den Becher seiner Greuel zurückweist und, mit besonderer Gnade von dem Lichte des Himmels erleuchtet, der äußersten Bosheit der Verfolgung Trotz bietet.“

Als ich fand, daß Gelindigkeit nutzlos sein werde, und daß Rauhheit des Tones oder Benehmens gegen ein solches Wesen seinen aufgeregten Geist nur zum Wahnsinn treiben würde, so stand ich auf, um zu gehen und sprach das Bedauern aus, daß keine Bemühungen geeignet schienen, seinen unheilvollen Trotz zu beugen. Hierauf antwortete er nicht, sondern warf sich auf die steinerne Bank nieder, faltete seine Arme über seine Brust zusammen und schien sich gänzlich seinen eigenen wilden Träumen hinzugeben. Nachdem ich den Gefangenwärter gerufen, verließ ich eine Scene, die mich sehr schmerzlich berührt hatte.

Die junge Königin von Schottland ließ mich rufen, sobald sie gehört, daß ich dem Verbrecher meinen Besuch abgestattet habe, und befragte mich über ihn. Nie werde ich die Erscheinung der Prinzessin vergessen, als ich ins Zimmer trat und sie mit einem Blicke, aus welchem nur Milde und edle Gefühle strahlten, fragte:

„Wie geht es dem unglücklichen Manne?“

Der Gegensatz zu dem, was ich in seiner dunklen Zelle gesehen hatte, war sehr groß; denn der mürrische und teuflische Trotz seines Gesichts stand in auffallenderen Contraste zu dem Engelsblick des Mitleids und Wohlwollens, womit sie nach seinem Schicksal fragte, als sein düsterer Kerker, seine steinerne Bank und seine Ketten zu dem hellen Zimmer, in welchem sie mich empfing, und wo Alles von Gold, Seide und Stickerei schimmerte.

Hierauf erzählte ich jeden Umstand von der Unterredung mit dem Gefangenen, worauf die Prinzessin mit athemloser Aengstlichkeit horchte; und als ich ausgeredet hatte, rief sie, ihre schönen Hände zusammenschlagend:

„Unglückliches Geschöpf! wie bemitleide ich ihn!" Nachdem sie dann einige Sekunden nachgedacht hatte, fügte sie hinzu: „Er ist ein Wahnsinniger, Riccio; sein Verstand ist offenbar zerrüttet. Der König muß ihm Begnadigung gewähren. Ich will ihn auf meinen Knieen anflehen und den Unglücklichen, wenn es möglich ist, retten. Inzwischen soll mein Kaplan Messen für ihn lesen, um den Himmel zu bewegen, seinen halsstarrigen Geist zu besänftigen und ihn auf den Weg des Heils zurückzuführen."

Sie dachte einige Augenblicke nach und sagte dann mit einer Stimme, deren überredenden Tönen wohl Niemand hätte widerstehen können:

„Signor Riccio, ich verdanke Euch nicht weniger als mein Leben, und ich setze solches Vertrauen in Euch, daß ich Euch, der Ihr den Unglücklichen verhindert habt, ein großes Verbrechen zu begehen, die Aufgabe übertrage, für den armen Mann zu sorgen, so weit sich die Pflichten der Menschlichkeit und des Mitleids gegen ihn ausüben lassen.“

Ich neigte mein Haupt, mit tiefer — nur zu tiefer Bewunderung und erwiderte:

„Ihre Majestät können darauf rechnen, daß ich Eure wohlwollenden Befehle nach meinen Kräften befolgen werde. Wollte der Himmel, es wäre nie eine solche Handlung beabsichtigt worden, um ihn in diese schreckliche Lage zu bringen, denn ich bemitleide ihn auch von ganzer Seele!“

Als ich diese Worte sprach, lockte der Gedanke an die Vortrefflichkeit derjenigen, die er hatte tödten wollen, mehr noch als an ihr Schicksal, eine unwillkürliche Thräne in meine Augen. Die junge Königin sah mich schweigend an, und ich bemerkte, daß sich ihr Busen wie bei einer heftigen Gemüthsbewegung hob. Sie nahm indessen ein Buch, welches offen vor ihr lag, in die Hand, schlug gedankenlos die Blätter um und flüsterte, ohne Jemand besonders anzureden:

„Ja, ja, es giebt gütige und edle Herzen! — Ich will Seine Majestät sprechen, und wenn er mich

um seines Sohnes willen liebt, wie er zu behaupten pflegt, so werde ich ihm auf irgend eine Weise ein Versprechen abdringen. Signor Riccio," fuhr sie ihre Stimme erhebend fort, „Ihr wißt, daß der unglückliche Mann wahnsinnig ist, und in solchen Fällen ist die Strenge des Gesetzes entwaffnet. Redet! sagt mir, daß Ihr Zeugniß ablegen könnt, daß sein Geist nicht gesund ist, und auf Euch will ich mich berufen, um ihm, wenn möglich, das Leben zu retten."

Als die engelgleiche Maria sprach, waren ihre Augen voll auf mich gerichtet und strahlten mich mit einem Ausdrucke an, der immerdar in meiner Erinnerung bleiben wird. Was war zu thun? Ich wußte, daß er die Handlung vorher überlegt hatte und war vollkommen überzeugt, daß Stewart, weit entfernt, von bloßem Wahnsinn bestimmt zu werden, von Gefühlen geleitet worden war, die, wenn gleich teuflisch, das Resultat tiefer Ueberlegung und ruhigen Nachdenkens waren. Was war also zu thun? Einerseits nöthigte mich die strenge Wahrheit, meine offene Meinung zu erklären, während mich andrerseits die Worte dieses Engels der Gnade zu einer absichtlichen Unwahrheit zwangen. Ich besaß nicht die Stärke zu widerstehen und nach einem augenblicklichen Kampfe mit mir selbst erwiderte ich:

„Ihre Majestät haben Recht; der Mensch mußte

in der That wahnsinnig sein, der es wagen konnte, Euch verletzen zu wollen. Ohne Zweifel ist er wahnsinnig; und wenn ich um meine Meinung befragt werde, will ich sie dahin aussprechen."

Während ich die letzten Worte hervorbrachte, bebte meine Stimme, meine Augen, die bis dahin auf den Boden gerichtet gewesen, erhoben sich plötzlich und begegneten Maria's Augen, die mich mit einem Blicke des Entzückens und der Dankbarkeit ansah, wofür ich mein Seelenheil hätte aufs Spiel setzen können.

„Eure Dienste, Signor Riccio," versetzte die Königin, „berechtigen Euch zu meiner aufrichtigsten Dankbarkeit. Ich wußte schon früher Eure Freundlichkeit zu schätzen, womit Ihr es ohne alle Belohnung übernommen, mich in jener lieblichen Kunst zu unterrichten, die Ihr, wie ich glaube, in größerer Vollkommenheit, als irgend ein anderes menschliches Wesen, versteht; aber jetzt habt Ihr mein Leben gerettet und von diesem Augenblick an könnt Ihr Euch als ein Mitglied meines Haushalts betrachten. Ich will mit dem Dauphin über den Posten reden, der Euch übertragen werden soll, und bald werdet Ihr mehr davon hören. Inzwischen bitte ich Euch, meinem Kaplan zu sagen, daß ich ihn zu sprechen wünsche, denn die Menschlichkeit ist zuerst zu berücksichtigen und das Leben eines Mitgeschöpfs meiner Ansicht

nach zu schätzbar, um irgend ein Mittel unversucht zu lassen, es zu retten."

Mit Gefühlen, welche selbst jetzt auszusprechen ich keine Worte finden kann, entfernte ich mich von Ihrer Majestät und richtete ihren Auftrag an ihren Kaplan aus. Dann kehrte ich auf mein Zimmer zurück und setzte mich nieder, um über das eben Geschehene nachzusinnen.

Meinen eigenen Betrachtungen überlassen, begann ich ernstlich über die Lage nachzudenken, in die ich verwickelt war. Da war ein Mensch, der wegen des größten Staatsverbrechens sollte gerichtet werden, und ich sollte behülflich sein, ihn zu retten, indem ich ihn für wahnsinnig erklärte. Auch drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß der Delinquent, wenn er zum öffentlichen Verhör komme, anstatt dieses günstige Mittel zu benutzen und die gnädigen Absichten der Königin zu unterstützen, der Erste sein werde, jeden Versuch einer Täuschung zurückzuweisen und seinem Schicksal Trotz zu bieten, indem er behauptete, bei gesundem Verstande zu sein, wodurch er sich die Verurtheilung zuziehen werde. Ich hatte auch zu bedenken, daß meiner einfachen Ansicht gegenüber die gelehrtesten Aerzte und Rechtsgelehrten würden versammelt werden, um den Gefangenen mit der äußersten Sorgfalt zu verhören und zu prüfen; und wenn ich alle diese Thatsachen überlegte, waren meine Schlüsse

durchaus nicht von angenehmer Art. Ich wußte nicht, was zu thun war und wie ich handeln sollte; und so saß ich bedenklich und zweifelhaft da, ohne an den Fortschritt der Zeit zu denken, obgleich die Nacht bereits weit vorgerückt und in der großen Stadt um mich her Alles still war.

---

## Drittes Kapitel.

Aus der Träumerei, in die ich versunken war, wurde ich plötzlich von der schwermüthigen Glocke des Thurmes von St. Germain l'Auxerois erweckt, die zu meiner Ueberraschung die Mitternachtsstunde verkündete. Von meinem Sitze aufstehend, war ich im Begriffe, mich zu Bette zu begeben, als die tiefe Stille der kleinen Welt um mich her durch einen langsamen Fußtritt, der die Treppe heraufkam, gestört wurde. Er machte plötzlich vor der Thür meines Zimmers Halt; da ich aber wußte, daß sie verschlossen war, so horchte ich und erwartete, daß die stillstehende Person zu einem höheren Stockwerk des Gebäudes weitergehen werde. Während ich — ich wußte selbst nicht warum — in einem Zustande der Aufregung dastand, hörte ich, wie ein Schlüssel im Schlosse um=

gedreht und die Thür von einem großen schwarzgekleideten Manne, dessen Gesicht halb von einer Maske bedeckt war, leise geöffnet wurde. Die Thür mit Vorsicht schließend, näherte er sich dem Sitze, der dem gegenüberstand, welchen ich erst kürzlich verlassen und winkte mir mit der Hand, mich zu setzen. Ich gehorchte mit einiger Bestürzung, und ohne von meiner Seite Fragen abzuwarten, redete mich der geheimnißvolle Gast sogleich an.

„Signor David Rizzio," sagte er, „dieser Besuch ist gut gemeint, und ich hoffe nur, daß der Erfolg für Eure Interessen wohlthätig sein möge, denn Ihr bedürft sehr des guten Raths."

Er hielt plötzlich inne und ich konnte seine Augen durch die Maske schimmern sehen; aber ich hatte jetzt Zeit gehabt, meine Fassung wieder zu gewinnen, und nachdem ich den Fremden mit der größten Kälte vom Kopf bis zu den Füßen angesehen hatte, fragte ich in festem und entschlossenem Tone, welchem Umstande ich diesen unerwarteten Besuch verdanke und welches die Bedeutung dieses unerwünschten Eindringens sein möge.

„Ihr kennt mich nicht," versetzte der Fremde in ernstem und wie es mir schien affektirtem Tone; „aber Ihr seid mir wohl bekannt; auch sind Eure Absichten mir nicht verborgen, Signor Rizzio, noch auch die Grundlage, worauf mancher ehrgeizige Traum gebaut

ist. Ihr habt der jungen Königin von Schottland das Leben gerettet und der Hof hält sich Euch verpflichtet."

„Man ist mir Nichts schuldig für die Ausübung einer Pflicht," versetzte ich, „noch mache ich auf irgend eine Belohnung Anspruch, mein guter Herr. Wenn dieser Besuch daher den Zweck hat, unmäßige Erwartungen zu hemmen, so hättet Ihr Euch die Mühe sparen können; denn Zufriedenheit des Herzens ist die beste Ernte, die man nach dem Bewußtsein, richtig gehandelt zu haben, erlangen kann."

„Eure Ansicht ist vollkommen richtig," versetzte der Fremde; „doch scheint die junge Königin sehr früh begonnen zu haben, Euch ungeachtet Eurer Betheurungen der Uneigennützigkeit Gunstbezeugungen zu ertheilen. Dieser Besuch hat indessen nur die Absicht, Euch vor Gefahren zu warnen, wozu ich um so besser im Stande sein werde, wenn Ihr mir vertraut und mich von der Art des Vertrages in Kenntniß setzt, durch den Ihr Euch Ihrer Majestät verpflichtet habt."

Hier hielt der Fremde einen Augenblick inne, als besinne er sich, und fuhr dann fort:

„Freilich verlange ich von Euren Lippen nur eine Bestätigung dessen, was mir schon bekannt ist; wenn Ihr sie aber gutwillig gebt, werde ich um so besser im Stande sein, Euch zu rathen und als Freund gegen Euch zu handeln."

Obgleich etwas Widersinniges und zugleich Jesuitisches in dieser Frage zu liegen schien, so verfehlte sie doch nicht, mich zu veranlassen, auf meiner Hut zu sein; denn ich hielt mich überzeugt, daß mein Gast nur theilweise mit den Thatsachen bekannt sei und mich zu einem gedankenlosen Zugeständniß zu verlocken suchte. Ich beschloß daher mit Umsicht zu Werke zu gehen und jedes Wort abzuwägen, ehe ich eine Antwort wagte, obgleich ich in Folge meiner langen Erfahrung in Staatsgeschäften kein Neuling in solchen Dingen war. Da mein geheimnißvoller Gast von mir bereits von der jungen Königin zu Theil gewordenen Gunstbezeugungen gesprochen, so hielt ich mich an diese Worte, indem ich dadurch einige Einsicht in die Beweggründe seines Besuches zu erhalten und mich ganz besonders zu überzeugen wünschte, von welcher Seite er möchte abgeschickt sein.

„Da Ihr mit solcher Zuversicht von Gunstbezeugungen zu reden scheint, mein Herr, die mir Ihre Majestät die Königin von Schottland zu Theil werden lassen," versetzte ich, „so werdet Ihr mich ohne Zweifel mit der Art und dem Umfange der Gnade bekannt machen, wenn Ihr in der That eine solche Kenntniß besitzt; denn ich muß Euch offen sagen, daß ich mir keiner Veränderung in meiner Lage bewußt bin und daß ich Euch folglich für diese Nachricht dankbar sein

muß, sollte mir irgend eine Ehrenbezeugung oder Belohnung zu Theil werden."

Der Unbekannte schien ein wenig verlegen zu sein, wenigstens antwortete er mehrere Minuten nicht, und als ich bemerkte, daß das Schweigen fortdauerte, fuhr ich fort, indem ich meine Worte mit einem bedeutungsvollen Lächeln begleitete:

„Wie es scheint, mein Herr, ist Euch die Art des angeblichen Glücks nicht genau bekannt, und ich trage kein Bedenken, Euch zu sagen, daß ich Ihrer Majestät durch meine Geschicklichkeit als Musiker einige Freude gemacht habe, und daß ich in Folge dessen vielleicht eine Auszeichnung in ihrer Kapelle oder ihrem Orchester zu erwarten habe; eine Erhöhung, die bei keinem politischen Mitbewerber Eifersucht erregen kann. Aber wenn ich Euch nicht mißverstanden habe, war es der Zweck Eures unerwarteten Besuchs, meine Interessen zu befördern; und wenn das ist, darf ich fragen, auf welche Weise Euer Erscheinen mir von einigem Nutzen sein kann?"

Ich schwieg und der Fremde, der verlegen zu sein schien, was er antworten sollte, blieb ebenfalls stumm; als er aber bemerkte, daß ich kein Wort weiter zu sagen beabsichtige, sprach er in langsamen und übertrieben nachdrucksvollen Tönen:

„Ihr dient einer kindlichen Königin, Signor Rizzio, aber bedenkt, daß es noch andere Herrscher

in Frankreich giebt, außer der jugendlichen Maria von Schottland. Herrscher,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, indem er seinen Stuhl mir näher rückte und sich mit seinem Körper vorwärts neigte, „mit welchen nicht zu scherzen ist.“

Hierauf zog er seine linke Hand unter seinem schwarzen Sammetmantel hervor, streckte sie mir hin, und fügte hinzu:

„Seht Ihr diesen Ring an meinem Finger? beobachtet ihn wohl, denn er bedeutet viel!“

Ich sah seine Hand an, und bemerkte an seinem Mittelfinger einen breiten schwarzen Siegelring, worauf ein Todtenkopf mit dem französischen Wappen und darüber das Diadem einer Königin emaillirt war.

Als ich den Ring anblickte, verließ das Blut meine Wangen, denn ich kannte die Bedeutung des Zeichens zu wohl und die gewissenlose Handlungsweise derjenigen, welchen es gestattet war, diesen Ring zu tragen. Der Fremde fuhr indessen in natürlicherem Tone fort:

„Ich weiß, daß Ihr hinlänglich in die Geheimnisse des französischen Hofes eingeweiht seid, um meine Meinung ohne weitere Erklärung zu verstehen. Eure Lippen müssen daher versiegelt sein oder Ihr wißt, welches Euer unvermeidliches Schicksal sein wird. Hütet Euch! Seid vorsichtig und nehmt Euch in Acht, Euch in Dinge zu mischen, die Euch nicht angehen.“

Langsam aufstehend richtete der unwillkommene Besucher seine Schritte zur Thür; aber ehe er ging, zog er einen Dolch aus seinem Gürtel, deutete damit auf den Ring und sprach in tiefem Tone:

„Hütet Euch!“

Nur zu wohl hatte ich, wie gesagt, das schreckliche Symbol erkannt und sah von dem Augenblick an die Gefahren, von welchen ich umgeben war; daß die äußerste Vorsicht nöthig war, um die Hand der Rache abzuwenden, wenn ich bei irgend Jemand Verdacht erwecken sollte; aber die Schwierigkeit war, mich zu überzeugen, welche Handlungsweise ich zu befolgen habe, um die Gefahr zu vermeiden, und dies wurde mir zu errathen überlassen. Daß ich bereits irgendwo feindselige Gefühle erweckt habe — worauf ich nicht deutlicher eingehen darf — war sehr einleuchtend, aber wie ich es gethan, welches die Veranlassung der Klage war, wußte ich durchaus nicht.

Ich begab mich sogleich zu Bett, aber nicht um zu ruhen, denn jedes Ereigniß des Tages ging wiederholt an meiner Phantasie vorüber, worauf immer die Schlußscene folgte; und um nicht in der Welt der Phantasie ohne Führer oder Plan zu wandern, beschloß ich endlich, die Ereignisse ihren Gang gehen zu lassen und meinen eigenen Weg zu verfolgen, im Bewußtsein meiner redlichen Absichten, und ohne auf die Drohungen böser Menschen zu achten.

Nach einer fast schlaflosen Nacht stand ich auf, um den Willen meiner jungen Gebieterin zu erfüllen und mich nach Vincennes zu begeben und wenn möglich die Leiden des Delinquenten zu lindern. Obgleich ich mit einer Vollmacht versehen war, die ich für genügend hielt, wurden doch meine Anordnungen kalt aufgenommen, und als ich den Wunsch aussprach, den Gefangenen zu besuchen, wurde es mir verweigert, da der Befehl nicht von dem Kanzler unterzeichnet sei. Unter diesen Umständen, und einsehend, daß ich dem unglücklichen Manne von keinem Nutzen sein könne, verließ ich die Festung, bestieg mein Pferd und ritt langsam zum Louvre. Ich wurde sehr bald zu der jungen Königin von Schottland gelassen, die mich über Stewart befragte, und ich sah mich genöthigt zu gestehen, daß man mir nicht gestattet habe, ihn zu besuchen. Da ich sie auf den wahrscheinlichen Erfolg vorzubereiten wünschte, begann ich damit, ihr zu sagen, daß neue und sehr strenge Maßregeln in Betreff des Gefangenen angewendet worden seien, und daß die Unterschrift des Kanzlers jetzt erforderlich sei, um Zutritt zu erhalten. Diese Nachricht verursachte der Prinzessin großen Kummer, und nachdem sie eine Zeitlang nachgedacht, rief sie ihren Lieblingspagen, den Zwerg Henriques, den sie zu den Gemächern des Königs abschickte, um sich zu überzeugen, ob Seine Majestät allein sei. In diesem Falle sollte der Bote den Wunsch

meiner königlichen Gebieterin aussprechen, eine Audienz zu erhalten; wenn aber die Königin Katharina bei dem Könige sei, sollte der Zwerg nach dem Befinden Ihrer Majestäten fragen, ohne seine eigentliche Botschaft auszurichten. Glücklicherweise hatte die Königin nach dem Frühstück, von ihrem zweiten Sohne dem Prinzen Karl und zwei oder drei Diener begleitet, das Louvre in einer Sänfte verlassen. Die Bitte um eine Audienz wurde sogleich bewilligt und nachdem mir Maria befohlen, ihr zu folgen, richtete sie ihre Schritte zu dem Cabinet des Königs. Als sie das Vorzimmer erreichte, befahl sie mir, dort zu warten, im Fall daß meine Gegenwart erforderlich sein sollte, und da sie laut sprachen, so hörte ich den größten Theil von dem, was zwischen ihnen vorging. Heinrich empfing seine königliche Schwiegertochter mit der größten Freundlichkeit, und sobald die ersten Begrüßungen vorüber waren, bat Maria dringend um das Leben des unglücklichen Mannes, der ihr das ihre zu nehmen versucht hatte. Sie gründete ihre Bitten auf seinen Wahnsinn; aber Heinrich schien anfangs dem Vorwande wenig Glauben zu schenken, indem er leicht einsah, daß das schöne Mädchen mehr von Mitleid, als von Vernunftgründen bestimmt werde. Er sprach fast hart, erinnerte die junge Königin daran, daß der Mann, für den sie bitte, ein entschlossener Ketzer sei, und sprach dies mehr als das

Verbrechen, welches er begangen, als den Grund aus, alle Fürbitten zurückzuweisen.

Obgleich zu Thränen gerührt, von dem strengen Tone des Königs, suchte doch die Königin auf schlaue Weise Stewart's Ketzerei als einen neuen Beweis seines Wahnsinns darzustellen und erklärte dann zu meinem Schrecken, sie habe einen Zeugen, der beweisen könne, daß der Mann wirklich wahnsinnig sei. Ich erwartete jeden Augenblick, vor den König gerufen zu werden; aber Heinrich gab ihr, nachdem er sie durch freundlichere Worte besänftigt hatte, die Versicherung, daß nach ihrer Fürbitte, ehe das Gesetz gegen den Mörder in Ausübung gebracht werde, die genaueste Untersuchung seines Geisteszustandes stattfinden solle. Dann bat die Königin um die Gewährung einer Bitte. Ehe Heinrich aber einwilligen wollte, mußte sie sich darüber erklären, und als er vernahm, daß sie zu bitten beabsichtige, die Tortur möchte bei dem unglücklichen Manne nicht eher angewendet werden, als bis man sich von seinem Geisteszustande vollkommen überzeugt habe, gab er ihr eine sehr allgemeine Antwort, indem er sagte, er wolle ihre Wünsche nicht vergessen und Alles thun, was er könne, um ihr Befriedigung zu verschaffen. So endete die Unterredung; aber nach der letzten Antwort Seiner Majestät hielt ich mich überzeugt, daß Archibald Stewart wenig Gelindigkeit zu erwarten habe.

Nur zu bald bestätigte sich meine Vermuthung; denn ehe drei Tage um waren, erfuhr ich auf einem Umwege, daß man Stewart der Tortur unterworfen habe, um von ihm ein Geständniß seiner Mitschuldigen zu erhalten oder sich wenigstens zu überzeugen, auf wessen Antrieb er das Verbrechen unternommen habe.

Wie ich erwartet hatte, bot er mit unerschütterlichem Stoicismus allen Qualen Trotz und erklärte, er habe das Verbrechen auf eigenen Antrieb vollführt, ohne einen Verbündeten oder Vertrauten zu haben, und habe darin nur in Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes gehandelt, welcher befohlen, daß alle abgöttischen Fürsten sollten ausgerottet werden. Er bekannte auch kühn seine Ketzerei auf der Folter und sagte, er würde noch mit seinem letzten Athemzuge den wahren Glauben bekennen.

Inzwischen unterredete sich meine gütige Gebieterin häufig mit mir über den Mordversuch, doch hütete ich mich wohl, die Nachricht von der Folterung des Unglücklichen zu ihrer Kenntniß zu bringen.

So stand die Sache, als die Königin von Schottland nach Verlauf von zehn Tagen von dem Könige die Aufforderung erhielt, sie müsse am folgenden Morgen bereit sein, den Zeugen zu stellen, der den Wahnsinn des Delinquenten beweisen könne. Da ich glaubte, die Zeit sei vorüber, wo mein Zeugniß

erforderlich sein könne, so war ich wenig vorbereitet auf diese unwillkommene Aufforderung, wovon ich nicht eher hörte, als bis ich am Abend des Empfanges derselben zu der Königin gerufen wurde. Die Sache beunruhigte und erschreckte mich sehr; aber Ihre Majestät nahm Zuflucht zu so unwiderstehlichen Ueberredungen, daß ich beschloß, wenn auch mein Leben auf dem Spiele stehe, nicht zu schwanken in meinem Entschlusse, ihre großmüthige Unwahrheit zu unterstützen.

---

## Viertes Kapitel.

Archibald Stewart's elendes Schicksal ist erfüllt. Aber ich muß die Ereignisse der letzten wenigen Tage der Reihe nach erzählen. Am letzten Dienstag in einer frühen Stunde kamen zwei von den königlichen Hofbeamten, um mich in das Audienzzimmer zu geleiten, und ich wurde in einen Theil des Palastes geführt, den ich noch nie zuvor besucht hatte. Ich mußte in einem ziemlich dunklen Vorzimmer verweilen und einige Zeit in dem unangenehmen Zustande der Erwartung bleiben. Endlich aber kehrten die beiden Männer zurück und brachten die Nachricht, daß meine Gegenwart gefordert werde. Ich folgte ihnen schweigend durch einen Gang, der an den Seiten von Lampen sehr schwach erleuchtet war, und durch einen bogenförmigen Eingang eintretend, sah ich mich in einem Saale von nicht besonders großem Umfange.

Am Ende desselben befand sich eine Erhöhung, auf welcher König Heinrich mit dem Dauphin und dem Prinzen Karl saß. Zur Rechten und Linken der königlichen Personen stand eine Anzahl von den Adligen. Vor der Erhöhung befand sich eine starke Schranke, welche die königliche Gesellschaft von den Rechtsgelehrten trennte. Ein wenig näher zu mir stand ein großer Tisch, an welchem Secretaire und Rechtsgelehrte in schwarz sammetnen Gewändern und Mützen saßen, und auf einem erhöhten Sitze zur Rechten erblickte ich den berühmten Kanzler de l'Hopital, dessen ehrwürdiger weißer Bart über seine Brust niederwallte, von zahlreichen Beamten und zwölf der berühmtesten Rechtsgelehrten des Parlaments von Paris umgeben. Eine Anzahl von Gerichtsdienern dieses hohen Gerichtshofes, der, wie man mir sagte, fast seit einem Jahrhundert keine Sitzung gehalten, bildete den Rest der Zuhörerschaft.

Ich wurde sogleich zu einem erhöhten Sitze geführt, wo ich den Augen Aller ausgesetzt war; und um die Wahrheit zu sagen, waren meine ersten Empfindungen durchaus nicht angenehm. Als ich mich umsah, bemerkte ich einen Corridor mit Fenstern, der drei Seiten des Saales einnahm und etwa sechzehn Fuß vom Boden erhöht war. Jedes dieser Fenster war mit einem schwarzsammetnen Vorhange versehen, um die vornehmen Zuschauer, mochten es nun Män-

ner oder Frauen sein, welche die Erlaubniß erhielten, zugegen zu sein, zu verbergen. Als ich den Saal überblickt hatte, vernahm ich plötzlich eine Stimme, die mir nicht unbekannt war, und meine Augen auf die Stelle richtend, woher sie zu kommen schien, erblickte ich einen prächtig gekleideten Cavalier, mit dessen Gesichtszügen ich indessen völlig unbekannt war, obgleich ich sein Gesicht deutlich sehen konnte, als er durch eine schmale Thür eintrat, die für ihn geöffnet wurde und den Fuß einer Treppe zeigte, die mit dem Corridor oben in Verbindung zu stehen schien. Nochmals erhob ich meine Augen und erblickte das Gesicht Katharinens von Medicis an einem der oberen Fenster, als sie die Vorhänge dichter zusammenzog, um nicht erkannt zu werden. In dem benachbarten Fenster erblickte ich das Gesicht der jungen Königin von Schottland, die sich mir gegenüber gesetzt hatte und absichtlich den Vorhang zurückzog, damit ich ihre Gegenwart bemerken möge, als errathe sie, daß der Anblick ihres Gesichts mir Muth verleihen werde. Sobald sie aber gesehen, daß ich sie bemerkt habe, zog sie augenblicklich die Vorhänge wieder zu und ich sah sie nicht mehr.

Dies Alles geschah in sehr kurzer Zeit, während der Kanzler einige Worte zu den Rechtsgelehrten sprach, als sei er meine Gegenwart noch nicht gewahr geworden; bald aber wurde ich aufgefordert, meine

Rolle in der Scene zu spielen — und eine schmerzliche und beunruhigende Rolle war es — indem einer von den Unterbeamten mich aufrief, meinen Beweis von dem Wahnsinn des Archibald Stewart vorzubringen, wenn ich überhaupt, wie angegeben worden, Etwas darüber zu sagen habe.

Ich war gänzlich unbekannt mit den Förmlichkeiten der französischen Gerichtshöfe, welche in der That die seltsamsten in der Welt sind. Ich hegte viele Zweifel über die Richtigkeit der Behauptungen, die ich auszusprechen beabsichtigte, und war aufgeregt, überall den forschenden Blicken einer Menge zu begegnen, wovon ich wenige kannte, von welchen aber viele die entgegengesetzte Ansicht hegten. Alles, was ich thun konnte, war, Recht und Unrecht zu vergessen, mich als den Vertheidiger des Angeklagten zu betrachten und mein Möglichstes für ihn zu thun. Ich rechnete auch darauf, daß man mir als einem Fremden einige Abweichung von den strengen Regeln des Gerichtshofes verzeihen werde, und begann eine Anrede, die mehr eine Abhandlung über den Wahnsinn im Allgemeinen war, als von dem bestimmten Falle des Mörders handelte, obgleich ich endlich alle meine Gründe auf ihn anzuwenden versuchte. Weder der König noch der Kanzler unterbrachen mich, und ich verbreitete mich ausführlich über die verschiedenen Klassen und Arten des Wahnsinns und der Raserei.

Jeden Augenblick erwartete ich, unterbrochen und angewiesen zu werden, mich auf Thatsachen zu beschränken; aber nein, meine Gründe wurden mit der größten Aufmerksamkeit angehört, und ich fuhr in meinem Bemühen fort, meine Zuhörer zu überzeugen, daß das Verbrechen des Archibald Stewart von melancholischem Wahnsinn herrühre, in welchen Zustande der Patient oft die vollkommenste Herrschaft über seinen Verstand, mit Ausnahme eines einzigen Punktes, zeige.

Endlich hielt ich inne und es trat eine tiefe Stille ein. Die Augen Aller waren auf mich gerichtet, und dann fragte mich der Kanzler de l'Hopital mit nachdenkender Miene:

„Signor David Rizzio, woher schreibt sich diese umfangreiche Kenntniß, die Ihr von den Krankheiten des Gehirns zu besitzen scheint?"

„Die geringe Kenntniß, die ich vielleicht besitze, gnädigster Herr," versetzte ich, „ist der Erfolg oberflächlicher Studien, die ich in Padua, Florenz und Rom angestellt; denn in jeder dieser Städte habe ich mich zu verschiedenen Zeiten aufgehalten. In Rom ganz besonders verdanke ich dem Doktor Antonio Perizzi, erstem Leibarzt Seiner Heiligkeit des Papstes, vielfache Belehrung."

„Wir sind Euch großes Lob schuldig, Signor Rizzio," fuhr der Kanzler fort; „aber Ihr müßt

wissen, daß es listige und ränkevolle Männer giebt, welche ihren gesunden Verstand unter dem verstellten Schein der Geistesverwirrung zu verbergen bemüht sind. Sie ahmen aus verschiedenen Gründen den Wahnsinn nach; aber ganz besonders nimmt der Verbrecher den Schein des Wahnsinns an, um der Folter oder der Strafe für seine Verbrechen zu entgehen. Aber ich muß Euch erinnern, Signor Rizzio, daß es manche Symptome giebt, die nicht nachgemacht werden können, so wie der eigenthümliche Ausdruck des Auges, das Aussehen der Zunge und vor allen Dingen die Schlaflosigkeit in der Nacht. Diese Zeichen sind nicht bei dem hartherzigen, gewissenlosen Mörder zu finden."

Ich erkannte die Wichtigkeit dieser Gründe, und wußte auch, daß man, seitdem vom Wahnsinn die Rede gewesen, den Gefangenen sorgfältig beobachtet hatte, um sich zu überzeugen, wie er sich in unbewachten Augenblicken, ganz besonders aber im Schlafe benehme. Da ich aber wußte, daß die schöne Königin von Schottland gegenwärtig sei, und entschlossen war, mein Versprechen zu erfüllen, so erwiderte ich:

„Weit entfernt sei es von mir, gnädigster Herr, mich Eurem höheren Urtheil widersetzen oder es bestreiten zu wollen; dennoch erlaubt mir die Bemerkung, daß Geistesverirrung durch solche Symptome

schwerlich zu beweisen ist. Der excentrischen Verschiedenheiten sind so viele und von so außerordentlicher Art, daß sie sich aller genauen Bestimmung entziehen. Um diese Behauptung zu bestätigen, kann ich erwähnen, daß oft nach längeren Nachtwachen Schlaf erfolgt ist, ohne die geringste Abnahme in der Krankheit hervorzubringen, und bei jedem anderen Symptom habe ich zu Zeiten von einer ähnlichen günstigen Veränderung gehört, die aber den Leidenden nicht die geringste Erleichterung gewährt. Eine Anzahl entschiedener Symptome des Wahnsinns waren während meiner Unterredung mit ihm in dem Benehmen des Mörders sichtbar. Als ich zum Beispiel seine religiösen Ansichten erwähnte, übertraf Nichts seine Wuth und den Enthusiasmus, womit er die widersinnigsten Irrthümer behauptete."

Hierauf bemerkte der Kanzler, daß man in Gegenwart Stewart's vom Wahnsinn gesprochen, um sich zu überzeugen, welche Wirkung ein solcher Wink hervorbringen werde, aber er habe die Annahme der Geistesabwesenheit mit Verachtung zurückgewiesen und laut erklärt, er habe nach einem Grundsatze gehandelt, den Nachdenken und Vernunft ihm eingegeben und bestätigt.

„Ihr führt einen der stärksten Beweisgründe zur Unterstützung meiner Behauptung an, gnädigster Herr," versetzte ich; „denn Ihr zeigt, daß das Bemühen,

sich wahnsinnig zu stellen, nicht vorhanden ist, und wir wissen, daß, wo Wahnsinn wirklich vorhanden ist, Nichts auffallender hervortritt, als die Gewandtheit und Beharrlichkeit, womit eine solche Person jede derartige Vermuthung bekämpft. Wenn ich indessen im Irrthum bin, so übergebe ich mich demüthigst der Milde Seiner Majestät. Indem ich rede, wie ich gethan, suche ich nur zu beweisen, daß eine so entsetzliche That ohne einen genügenden Beweggrund, und in der That ohne allen Beweggrund, nicht der Erfolg eines gesunden Geisteszustandes sein kann."

Als die Verhandlung so weit gekommen war, verließ der König den Sitzungssaal und überließ die weitere Untersuchung der Sache dem Kanzler. Sobald er fort war, wurde eine ganze Schlachtreihe von Aerzten, Professoren und Doctoren der Rechte gegen mich losgelassen, und ich mußte mich einem Gegenverhör von mehreren Stunden unterwerfen oder Abhandlungen über den Wahnsinn anhören, wobei mehr Unsinn geredet wurde, als ich je vorher oder nachher gehört. Der Kanzler saß mit musterhafter Geduld da, hörte Alles, was gesprochen wurde, an und schien sorgfältig den Weizen von der Spreu zu reinigen, denn nur zuweilen zeichnete er sich hastig Etwas auf, wenn irgend etwas Vernünftiges gesprochen wurde.

Endlich wurde zu meiner unendlichen Beruhigung

die Sitzung aufgehoben und mir gestattet, mich zu entfernen.

Um die Geschichte des unglücklichen Archibald Stewart zu Ende zu bringen, habe ich nur hinzuzufügen, daß er, nachdem er die gewöhnliche und ungewöhnliche Folter ausgestanden, wobei ihm Qualen auferlegt wurden, die, wenn man nur daran denkt, den warmen Strom des Lebens gerinnen machen, zu einem entsetzlichen Tode verurtheilt wurde. Es scheint kaum glaublich, daß Prinz Karl mit seiner Mutter bei allen diesen Scenen zugegen war; doch weiß ich nicht, ob sie die Todesqualen des Verbrechers aus angeborner Grausamkeit oder in der Erwartung beobachteten, ein Geständniß zu hören. Seinem Worte treu, wankte Stewart nie bei den ihm zugefügten Martern, obgleich ich seitdem den falschen Bericht gehört habe, daß er sich bußfertig gezeigt. Es ist wahr, daß er auf der Folter fast in Stücke zerrissen, um Mitternacht beim Fackelschein in die Kathedrale Notre Dame geführt, bis aufs Hemd ausgekleidet und dort niederzuknieen genöthigt wurde, worauf man ihn zwang zu erklären, daß er versucht habe, einen abscheulichen und unmenschlichen Mord zu begehen und ketzerische und verdammliche Lehren angenommen zu haben; daß er die Königin von Schottland, den König von Frankreich und den Allmächtigen deshalb um Verzeihung bitte und demüthig die Gerechtigkeit des Urtheils an-

erkenne. Stewart sprach kein Wort von dem obigen Bekenntniß nach, sondern lächelte höhnisch, während der Beamte die Worte laut aussprach, indem die versammelte Menge irrthümlicherweise glaubte, daß er damit übereinstimme. Von Notre Dame wurde der Mörder, auf eine Schleife gebunden, auf den Greveplatz gezogen, wo ihm die rechte Hand, womit er die That auszuführen versucht hatte, abgehackt wurde, während man ihn an verschiedenen Theilen des Körpers mit glühenden Zangen zwickte. Endlich wurde er von vier Pferden in Stücke zerrissen und die verstümmelte Leiche den Flammen übergeben. Dies war der entsetzliche Ausgang von Stewart's blutiger That. Es gewährte Katharina von Medicis und ihrem Lieblingssohne ein angenehmes Schauspiel, die, um die Hinrichtung gut sehen zu können, sich in das große Fenster des Rathhauses gestellt hatten und nur von Wenigen gekannt, Zeugen einer Scene waren, die ich um einen Preis von hunderttausend Dukaten nicht würde angesehen haben.

Auf den letzten Seiten habe ich mehr als einmal den ehrwürdigen Kanzler de l'Hopital erwähnt und die wenigen billigenden Worte, die von seinen Lippen kamen, als ich im Begriff war, den Sitzungssaal zu verlassen, waren mir mehr werth, als die höflichsten Schmeicheleien. Ehe ich auf einige Tage die Feder niederlege, kann ich ebenso gut einige Worte

über jene große Säule des Gesetzes hinzufügen und einige Anekdoten mittheilen, die ich über seine Handlungsweise erfahren.

Obgleich man bei Hofe seine persönliche Erscheinung gewöhnlich mit dem überlieferten Portrait des heiligen Hieronymus vergleicht, so kann ich doch nie meine Blicke auf den Kanzler de l'Hopital richten, ohne das Gefühl zu empfinden, als stände der große Censor Cato vor mir, denn es liegt mehr ruhige und strenge Festigkeit, als lebhaftes Feuer in seinem Blicke, und sein wallender weißer Bart, sein blasses Gesicht und der Ernst seines Wesens verleihen ihm die feierliche Würde des alten Römers.

Er ist sehr einfach in seinen Gewohnheiten, und ich erinnere mich, daß mir ein Hofmann erzählt, er habe Herrn Strozzi gebeten, mit ihm zu gehen, um den Kanzler über eine Rechtssache zu befragen, als de l'Hopital sie zur Mittagstafel eingeladen. Die Mahlzeit bestand nur in gesottenem Fleisch, welches seine gewöhnliche Speise war. Es waren ihrer vier zu Tische, und ehe sie sich niedersetzten, wurde die Zeit mit weisen Unterredungen, auserlesenen Maximen und witzigen Bemerkungen zugebracht; denn wenn der Kanzler nicht mit ernsten Angelegenheiten beschäftigt ist, liebt er den muntern Scherz so sehr, wie ein Anderer.

Nach der Mahlzeit wurde der Kanzler benachrich=

tigt, daß ein Präsident und ein Rath, die erst kürzlich ernannt worden, gekommen wären, um ihm beim Antritt ihres Amtes ihre Aufwartung zu machen. Er befahl sie sogleich zu ihm zu führen, und mein Berichterstatter fügte hinzu, die Fremden hätten in der Gegenwart des Kanzlers förmlich gezittert. Hierauf ließ er das Gesetzbuch auf den Tisch legen, öffnete es und bat sie, einige Stellen desselben zu erklären. Sie gaben aber ungenügende Antworten auf seine Fragen und waren so verwirrt und bestürzt, daß der Kanzler das Buch mit strengen Bemerkungen über ihre Unwissenheit schloß und ihnen endlich sagte, sie wären nur ein paar Esel, ein halbes Jahrhundert alt, und sollten lieber in ihre Bibliotheken zurückkehren und die Rechte studiren, ehe sie die Gesetze auszuüben unternähmen.

Zu gleicher Zeit wurde mir noch eine andere Anekdote von der Strenge des Kanzlers erzählt, als er genöthigt war, einem ungerechten Befehle des Hofes zu gehorchen. Der Marquis von Trans war in eine sehr ernste Sache verwickelt, die von Bordeaux aus an das Gericht des Kanzlers verwiesen wurde, und er fand sich persönlich bei dem Kanzler ein, nachdem er durch Herrn von Fyzes ein Versprechen von der Königin-Regentin jener Zeit erhalten hatte, daß er keine Strafe erhalten, und man sich auf Drohungen beschränken werde.

Der Marquis erschien daher mit zuversichtlicher Miene und begann die Thorheiten seiner Jugend und viele andere Fehler zu erzählen, die er sich zu Schulden kommen lassen, nachdem die Jugend bereits vorüber gewesen; und endlich lachte er, als wären Thorheiten, um nicht zu sagen Verbrechen, ein bloßer Scherz.

„Wie, Herr?" rief der Kanzler, „Ihr lacht, anstatt Kummer und Zerknirschung über Eure Gottlosigkeit zu zeigen? Ihr solltet Euch erinnern, daß ich Euch den Kopf abschlagen lassen kann, sobald das Urtheil ausgesprochen ist. Bringt daher der Königin und Herrn von Fyzes Euren demüthigen Dank dar, denn dies würde jetzt gewiß Euer Loos sein, hätten jene es nicht verhindert; und um die Wahrheit zu sagen, kann ich nur mit Mühe meinen gerechten Unwillen soweit unterdrücken, um Euch ohne die verdiente Strafe zu entlassen."

---

## Fünftes Kapitel.

Am Morgen nach der langen Untersuchung, wovon ich zuletzt gesprochen, machte ich der Königin von Schottland meine Aufwartung, die mich mit Lobsprüchen überschüttete, indem sie irrthümlicherweise überzeugt war, daß meine Bemühungen in der Sache des unglücklichen Stewart wenigstens einige Wirkung hervorbringen würden, seine Folterqualen abzukürzen und seine letzten Stunden weniger schrecklich zu machen, auch wenn sein Leben nicht verschont bleiben sollte.

Als ich mich von der Königin beurlaubte, bemerkte ich viel Thätigkeit und Aufregung am Hofe, und als ich meine Zimmer erreichte, fand ich einen Diener der Herzogin von Valentinois, der mir ein Billet von ihr brachte, worin sie mich bat, sogleich in ihr Hotel in Paris zu kommen. Ich folgte den

Schritten des Boten und fand die liebenswürdige Favoritin des Königs in tiefster Betrübniß, denn es waren eben Nachrichten von der Schlacht bei Saint Quentin angekommen, wo ihr theuerster Freund, der alte Connetable von Montmorency, tödtlich verwundet sein sollte. Ich bemühte mich, so viel ich konnte, die Betrübniß der Herzogin zu mildern; und endlich benachrichtigte sie mich von ihrem Wunsche, ein lateinisches Grablied zum Andenken an den Dahingeschiedenen zu schreiben und es in Musik zu setzen, um es vor ihrem königlichen Geliebten in der Schloßkapelle zu Anet aufzuführen. Ich versprach, mein geringes Talent anzuwenden, vollendete die Aufgabe vor dem Abend des folgenden Tages und erhielt für meine unbedeutenden Bemühungen Lobsprüche, die, weiß der Himmel, weit über mein Verdienst gingen.

Glücklicherweise bestätigte sich die Nachricht nicht; aber meine Aufgabe war keine leichte gewesen, denn obgleich ohne Zweifel ein großer Anführer und ein Mann von kräftigem Geiste und strenger Redlichkeit, haben sich doch Wenige einen so nachtheiligen Ruf der barbarischen Grausamkeit erworben, wie Montmorency.

Es ist bekannt, daß selbst seine eigenen Solda- ihn aus dem Wege gingen, wenn er seine Gebete verrichtete, was jeden Morgen, entweder zu Pferde oder im Hause geschieht, und es ist eine allgemeine

Redensart unter den Truppen: „Gott schütze uns vor den Vaterunsern des Connetable;“ denn mag er sie nun laut oder leise sprechen, so ruft er immer dazwischen, wenn sich die Gelegenheit darbietet, was im Lager nur zu häufig der Fall ist: „Geht und hängt mir den da!“ — „Bindet jenen Kerl an einen Baum!“ — „Laßt diese Soldaten auspeitschen;“ oder: „Erschießt sie mir auf der Stelle!“ — „Hängt jene Schurken, die es gewagt, den Kirchthurm gegen die Truppen Seiner Majestät zu vertheidigen!“ — „Zündet mir das Dorf an und tragt Sorge, daß die Flammen einen Kreis von einer Viertelmeile bilden, damit Niemand entfliehen kann.“

Dies sind die Ausrufungen, die, wie man hört, täglich während seines Morgengebetes von den Lippen des Connetables kommen; und dadurch läßt er sich in seinen Vaterunsern nicht stören, die er in den Zwischenräumen bis zu Ende fortsetzt. Dieser tapfere Commandeur zeigt sich als der unerbittlichste Feind der Hugenotten. Bei einer Gelegenheit begab er sich in Person nach Popincourt, wo sich viele von der reformirten Religion versammelten. Hier zündete er die Kanzel und die Bänke der Versammlung an, wodurch er den Beinamen Kapitain Brennbank erhalten hatte.

Als die erste Bestürzung über die Niederlage bei Saint Quintin sich gelegt und die guten Bürger von

Paris sich über die Sicherheit der Hauptstadt wieder beruhigt hatten, theilte nur die Einnahme von Calais die Aufmerksamkeit des Volks mit der bevorstehenden Vermählung der Königin Maria von Schottland und des Dauphin Franz. Es würde überflüssig sein, zu sagen, daß zu dieser großen Feierlichkeit die pomphaftesten Vorbereitungen gemacht wurden; denn wenn man sich erinnert, daß in Folge dieser Verbindung Frankreich und Schottland nur ein Reich bilden sollten, und daß dadurch auch ein Anspruch auf England begründet wurde, so zeigt sich, daß die Aussicht auf politische Vergrößerung, die sich Frankreich darbot, von so glänzender Art war, daß man sich wohl darüber freuen durfte — so lange die Menschen die Erweiterung der Macht höher schätzen, als die Sicherheit des Besitzes. Ich will mich nicht auf eine ausführliche Beschreibung der vielfachen Schaustellungen einlassen, welche die Regierung vorbereitete, um den Pöbel zu unterhalten und zu gewinnen, sondern nur anführen, daß Maria in ihrem sechzehnten Jahre am 24. April 1558 dem durch körperliche und geistige Eigenschaften ausgezeichneten Prinzen, der jetzt ihr Gemahl ist, in der Kathedrale Notre Dame willig ihre Hand reichte.

Möge alles Glück, welches man von der Verbindung zweier so ausgezeichneten und edlen Herzen erwarten kann, der Erfolg dieser Vermählung sein.

Das Volk sah in dieser Verbindung nur glückliche Vorbedeutungen und die zärtlichste Neigung verhieß häusliches Glück. Ist es mein eigner Kummer, welcher macht, daß ich an dem Frieden derer verzweifle, für die alle meine Gebete emporsteigen? Oder sind sie der Wonne Elysiums zu nahe gekommen, als daß dieser Morgensonnenschein von langer Dauer sein könnte?

Ich will von andern Dingen reden und mich zu politischen Ereignissen wenden, die meine Aufmerksamkeit und die der Welt in Anspruch nahm.

Es war als ob die Opfer des hartherzigen Königs Philipp des Zweiten nach einander ins Grab eilen sollten, nachdem er von ihnen erlangt hatte, was er erlangen konnte, denn kaum war ein Monat vergangen nach dem Begräbniß seines kaiserlichen Vaters, als auch Maria von England ihren Geist aufgab. Ohne Zweifel wirkten verschiedene Ursachen zusammen, um die Krankheit herbeizuführen, die sie ins Grab stürzte; aber der verletzendste Dorn für ihr Hrrz war die Vernachlässigung ihres königlichen Gatten.

Den erledigten Thron Englands bestieg Elisabeth, die unrechtmäßige Tochter Heinrich des Achten und der Anna Boleyn, deren Verbindung bei Lebzeiten seiner ersten Gemahlin den Gesetzen der Kirche zuwider war, welche die Ehe für ein Sakrament erklären, das da-

her nur auf ausdrücklichen Befehl des Nachfolgers der Apostel kann aufgelöst werden.

Die ketzerischen Ansichten der neuen Königin brachten wieder eine vollständige Umwandlung der geistlichen Angelegenheiten in England hervor. Sie nahm sogleich alle von ihrer Vorgängerin zu Gunsten der Katholiken gegebene Edicte zurück und führte öffentlich die Ausübung der sogenannten reformirten Religion wieder ein. Diese Veränderung gewährte mir durchaus keine Befriedigung, denn sie legte eine noch schwerere Last auf meine Schultern und ich erhielt den Auftrag, mit der äußersten Sorgfalt alle Verhandlungen der neuen Königin, besonders in ihren Beziehungen mit Frankreich, zu beobachten.

Auch fehlte es nicht an Stoff zu Beobachtungen und Berichten. Sehr bald nach ihrer Thronbesteigung kamen unter verschiedenen Vorwänden Personen nach Paris, die ich sogleich als Spione erkannte. Dies aber läßt sich durch die Stellung erklären, die der französische Hof gegen sie einnahm. Ein Umstand hatte Elisabeth und ihre Rathgeber besonders geärgert. Gleich nach der Vermählung Maria's und des Dauphin ertheilte Heinrich der Zweite dem Münzmeister den Befehl, eine Medaille zur Erinnerung an diese feierliche Gelegenheit schlagen zu lassen, was auch mit der möglichsten Schnelligkeit geschah. Die Um=

schrift der Denkmünze enthielt Marias Anspruch an die Krone von England. Um den reizbaren Gemüthszustand Elisabeths zu beweisen, will ich eine nur bei Hofe bekannte Anekdote berichten.

Bald darauf war ein Exemplar von dieser beleidigenden Denkmünze in die Hände der Königin von England gelangt, und gerade trat einer von ihren berühmten Ministern ein und überraschte seine Gebieterin, als sie mit zornigen Schritten auf und ab ging. Sobald sie den Minister erblickte, deutete sie auf den Tisch und rief mit vor Wuth halb erstickter Stimme:

„Hast Du Etwas von dieser Denkmünze gesehen oder gehört?"

Der Minister nahm die Medaille, sah die Umschrift an und erwiderte:

„Ich habe Etwas davon gehört, Ihre Majestät; aber bis zu diesem Augenblick ist mir der Unsinn selber noch nicht vor Augen gekommen."

„Wir wollen Dir was sagen," rief die Königin; „bei Christi Blut, diese Beleidigung soll nicht ungerächt bleiben, und früher oder später mögen sich die vorsehen, welche dieses Unheil angerichtet."

Doch will ich jetzt alle schmerzlichen Gefühle verbannen und zu meiner eigenen Geschichte zurückkehren. Nichts kann die Gunstbezeugungen übertreffen,

womit mich meine königliche Gebieterin seit ihrer Vermählung überhäuft. Oft wiederholt sie dem Dauphin jeden Umstand, der geeignet ist, mich in seiner Achtung zu heben und mit seiner Bewilligung bekleide ich verschiedene Posten in ihrem Haushalt. Franz ist ein sehr schöner Prinz, groß, graziös und zeigt eine ausgezeichnete Gewandtheit und Geschicklichkeit in den Uebungen und Zeitvertreiben, welche die Großen lieben; doch kann ich nicht umhin, der Wahrheit gemäß einzugestehen, daß der Geist des jungen Prinzen, obgleich so gebildet, um in friedlichen Zeiten und unter gewöhnlichen Umständen jeden Rang zu schmücken, nicht geeignet scheint, großen Schwierigkeiten zu begegnen oder die Last der Königskrone zu tragen.

Ich wollte indeß, daß dies die einzige Bemerkung wäre, die ich während des fast täglichen Verkehrs mit ihm zu machen hätte. In der letzten Zeit habe ich bemerkt, daß er im Umgange mit seiner engelgleichen Gemahlin zwar ein von Lächeln erhelltes Gesicht zeigt, was indessen erzwungen zu sein scheint; wenn er aber allein ist und ich unerwartet zu ihm komme, liegt eine Schwere in seinem Auge und eine Aschfarbe ist über seine Wange verbreitet, die nichts Gutes zu bedeuten scheint. Sollte meine junge Königin allein und ohne Unterstützung alle Gefahren ihrer Lage erdulden müssen und der erwachten Feind-

schaft ihrer Schwesterkönigin von England ausgesetzt sein — ach! wer kann sagen, welches die Folge sein würde?

Andere scheinen diese Umstände nicht zu beachten und die Bemühungen des Königs von Frankreich scheinen nur zu deutlich auf die künftige Erhebung seines Sohnes gerichtet zu sein. Obgleich er sich dadurch die Königin Elisabeth zur Feindin gemacht, hat er den verhängnißvollen Münzstempel nicht zerbrechen lassen, sondern im Gegentheil heimlich zahlreiche Abdrücke in Gold an die verschiedenen katholischen Monarchen geschickt und unter diesen den Papst Paul den Vierten nicht vergessen. Mit der möglichsten Eile sendete der Papst eine Antwort an Heinrich, worin er seine Ansprüche an die englische Krone billigte, als eins unter wenigen noch übrigen Mitteln, die britische Insel wieder für die wahre Kirche zu gewinnen. Ich habe schon früher häufig offen meinen Widerwillen gegen erzwungene Maßregeln ausgesprochen; aber ich fürchte sehr, wenn ein katholischer Monarch wieder den englischen Thron besteigen sollte, daß die strenge Grausamkeit Maria's würde erneuert werden; und dann möchte der päpstliche Hof erfahren, daß Strenge nicht die Macht hat, England und Schottland von der Herrschaft der Ketzerei zu befreien. Das Werk einer religiösen Erneuerung muß der Erfolg eines besseren Lichts sein, wenn alle Bitterkeit des Streites

sich gelegt hat und der Geist nicht mehr von ungerechten Vorurtheilen gefesselt ist, um das Vernünftige jeder Ansicht anzuerkennen und endlich einen Glauben anzunehmen, der den britischen Herzen zu lange fremd geworden.

## Sechstes Kapitel.

Ich will jetzt von einigen Ereignissen reden, die gleich nach der Vermählung des Dauphin Franz und der Königin Maria erfolgten. Mehrere Wochen lang herrschten in den höchsten wie in den niedrigsten Klassen der Gesellschaft nur festliche Gelage, Bälle, Maskenspiele und Schaugepränge, und kaum sah man von einem Ende der Stadt bis zum andern ein düsteres Gesicht. Das Frohnleichnamfest kam, ohne daß eine Abnahme in der allgemeinen Heiterkeit zu bemerken war; und um der Begeisterung neue Nahrung zu geben, wurde beschlossen, daß das Fest mit mehr als gewöhnlichem Pomp und Feierlichkeit begangen werden sollte. Alle großen Würdenträger der Kirche in Frankreich wurden eingeladen, gegenwärtig zu sein, und die Hofleute jeden Ranges hielten sich für verbunden, bei dieser Gelegenheit sich sehr in Kosten zu

setzen. Die von den Bürgern getroffenen Vorbereitungen hielten mit denen der Großen gleichen Schritt, und in jeder Straße, durch welche die Prozession kam, waren die Häuser bis zum zweiten Stock mit kostbaren Teppichen, sammetnen, seidenen und gestickten Decken behängt und die Straße auf der ganzen Länge des Weges dicht mit Blumen bestreut. Die Luft war von Wohlgerüchen erfüllt, die aus silbernen und andern Gefäßen, die in regelmäßigen Entfernungen aufgestellt waren, aufstiegen; und als der langersehnte Morgen endlich dämmerte, brach die Sonne in so hellem Glanze hervor, als ob die Natur an der allgemeinen Freude Theil nehme.

Zu der bestimmten Zeit setzte sich die glänzende Prozession vom Louvre aus in Bewegung, nahm ihren Weg zu der Kathedrale Notre Dame, und mit Wahrheit kann man sagen, daß man seit Menschengedenken kein so prachtvolles Schaugepränge gesehen hat.

Zuerst kamen dreihundert Mann Hellebardirer, sechs Mann in jedem Gliede, welchen die Franziskaner und Dominikaner folgten, welche die verschiedenen Fahnen ihrer Orden entfaltet hatten.

Dann kam ein Trupp von dreihundert Reitern, die über ihren scharlachnen Waffenröcken polirte Brustharnische und Stahlhauben auf ihren Köpfen trugen; hinter ihnen folgten die barmherzigen Schwestern und die Nonnen des heiligen Medardus. Dann folgte

ein langer Zug von Priestern, Diaconen und Subdiaconen, alle in ihren glänzendsten Gewändern, wovon jeder einen Rosenkranz und ein Gebetbuch in Händen hatte; und dann die Mönche des größern und kleinern Augustinerklosters, welche Brüderschaften sich durch ihre Beschäftigung mit den Wissenschaften auszeichneten, und nach ihnen kamen die Schwestern der heiligen Ursula und der heiligen Anna.

Der glänzende Trupp der königlichen Bogenschützen in ihren Helmen, Brustharnischen, ihren grünen mit Gold besetzten Waffenröcken und ihren karmoisinrothen Beinkleidern, nahm sich vortrefflich aus, als ihre Fähnchen flatterten und ihre Hörner die köstlichste Harmonie hervorbrachten.

Noch folgten zwei religiöse Brüderschaften und zwei Schwesterschaften, die Flaggen von Taffet trugen, worauf viele Geschichten aus der heiligen Schrift dargestellt waren, und hinter ihnen erschienen die Diener des königlichen Haushalts, bei deren verschiedenen Aemtern zu verweilen zu langweilig sein würde.

Die Priester, Choristen und Kirchendiener jeder Art, die der Kathedrale Notre Dame angehörten, kamen nach einander mit ihren Rauchfässern, Flaggen, Instrumenten und Verzierungen in einem endlosen Zuge, und dann erschien unter einem glänzend behängten Baldachin von Goldstoff der Cardinal von

Lothringen, der die Hostie in einer mit kostbaren Edelsteinen besetzten Kapsel von massivem Golde trug. Auf jeder Seite gingen vier Bischöfe, während die zwölf vergoldeten Stäbe, die den Baldachin trugen, von eben so vielen Fürsten, Herzögen und Pairs gehalten wurden.

Dann folgte eine Schaar junger Mädchen in weißen mit Gold verzierten Kleidern, mit Körben aus Perlen gebildet, deren Geschäft es war, Lilien und Rosen auf den Weg der schönen Maria von Schottland zu streuen, deren liebenswürdige Gestalt unter einem mit Silber besetzten Baldachin von weißem Taffet die bewundernde Menge an sich zog, die laut ihr Entzücken und ihre Bewunderung zu erkennen gab, als sie vorüber kam. Eine Fülle brauner Ringellocken, durch welche eine einfache Krone vom feinsten Golde hervorblickte, umwallte ihre Schultern, während ihr weißer, schlanker Hals von einer Krause von den köstlichsten Spitzen, wie sie die Kunst nur je hervorgebracht, umgeben war. Ihr Gewand, das Emblem ihres Geistes, war von weißem Atlas, mit Perlen gestickt, und in der Hand trug sie ein Kruzifix aus Brillanten zusammengesetzt an einem Rosenkranze von Smaragdkügelchen gebildet. Hinter ihr gingen ihre Hofdamen in prachtvollen Anzügen und dann ein Zug von Stallmeistern, die den Dauphin begleiteten, dem eine Anzahl von Edelleuten voranritt und der

jetzt in den königlichen Gewändern als Beherrscher von Schottland und England erschien. Gardisten zu Pferde und Reiterabtheilungen folgten und hinter ihnen die große Masse des Hofes, Herren und edle Damen, wovon immer eine Person mit der andern in dem Glanze ihres Kostüms und Schmuckes wetteiferte.

Zunächst erschien unter Vortritt ihrer Hofdamen die Königin Katharina, Gemahlin König Heinrich des Zweiten, unter einem karmoisinrothen Baldachin. An den Seiten gingen sechs Fürstinnen von dem edelsten Blute Frankreich's, welchen viele andere folgten, die sich durch Würde, Grazie und Schönheit auszeichneten. Die königliche Leibgarde mit Mützen, worauf sich farbige Federn befanden, und in Wämsern und Mänteln, karmoisinroth, blau und mit Gold besetzt, erschien jetzt, und hinter ihnen kam der König von Frankreich selber unter einem Baldachin von purpurrothem Sammet, dicht besetzt mit Lilien aus Perlen gebildet. Der Baldachin wurde von sechzehn Fürsten getragen.

Ein Zug von Adligen folgte und dann ein Musikchor in karmoisinrothen Mänteln und Wämsern, mit Beinkleidern und Strümpfen von gelber Seide und Sammetmützen von derselben Farbe, woran grün und weiße Federbüsche wehten. Abtheilungen

von Reitern und Fußvolk schlossen die pomphafte Prozession.

Indessen ereigneten sich zwei Vorfälle, welche diese Feierlichkeit bemerkenswerther machte, als selbst der außerordentliche Glanz und alles Schaugepränge. Der Theil des Zuges, worin sich Maria von Schottland befand, hatte eben die Mitte der Straße Saint Honoré erreicht, als aus der Mitte der gaffenden Menge und die Glieder der Soldaten durchbrechend, die hier auf jeder Seite drei Fuß aus einander standen, um die schaulustige Menge zu verhindern, die Prozession zu unterbrechen, ein ältliches Frauenzimmer gerade auf die junge Königin zustürzte, sich mit ausgebreiteten Armen auf die Kniee warf, die Gewänder der Fürstin ergriff und mit einem Enthusiasmus der, an Wahnwitz grenzte, rief:

„Verzeihe mir! verzeihe mir! Alles, was ich zu wissen wünsche, ist, ob Du wirklich Fleisch und Blut bist, da Du soviel Himmlisches an Dir hast!"

Die Soldaten sprangen jetzt herzu und wollten das arme Geschöpf mit Gewalt fortschleppen; aber die sanfte Maria verbot es ihnen und sagte:

„Rührt das gute Geschöpf nicht an. Sie ist unter meinem besondren Schutze."

Dann reichte sie der Frau ihre schöne weiße Hand und fuhr mit zärtlichem, fast kummervollem Lächeln fort:

„Ich bin, wie Du, bloßes sterbliches Fleisch und Blut, allen Leiden des menschlichen Lebens unterworfen, Du mußt also, arme Sterbliche wie ich, zu einem anderen Zustande aufblicken und dort die Engel suchen, die Du zu sehen wünschest.“

Als die Frau die Hand der Königin berührt und gefunden hatte, daß sie von sterblichem Stoffe sei, sank sie zurück in die Arme zweier von Maria's Begleitern, deren Sorgfalt sie mit dem Befehl anvertraut wurde, sie sogleich in das Louvre zu führen und sie dort zu bewirthen, bis die Königin aus der Kathedrale Notre Dame zurückkehre.

Ich kann hier auch ebenso gut zum Schluß dieser rührenden Scene mittheilen, daß die arme Frau eine Pension empfing, die ihr bis zur Stunde ihres Todes ausgezahlt wurde.

Dieser Vorfall veranlaßte einen Aufenthalt in dem Fortschritt des Zuges und gab Veranlassung zu verschiedenen Gerüchten der widersinnigsten und übertriebensten Art. Das eine Gerücht sagte, ein Anhänger des ketzerischen Glaubens habe, als Frauenzimmer verkleidet, die schottische Königin zu ermorden versucht. Ein zweites behauptete, es habe sich eine Prophetin ihr aufgedrungen, um den frühen Tod der Königin vorher zu sagen; und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, sagte eine dritte Behauptung, die heilige Katharina sei in sichtbarer Gestalt erschie-

nen und habe die jugendliche Königin zum Himmel entführt.

Als die Ordnung mit einiger Schwierigkeit wieder hergestellt worden war, zog die Prozession weiter, und als man in die Kathedrale Notre Dame getreten war, nahm jeder, vom Könige von Frankreich an, den schon früher für ihn bestimmten Platz ein. Der für den Dauphin und Maria Stuart bestimmte Ort war den für den König und die Königin von Frankreich errichteten Thronen gerade gegenüber und nicht weit von dem Hochaltar entfernt.

Während der vorläufigen Ceremonie des Besprengens mit Weihwasser wurden verschiedene Reliquien durch die Reihen der zahllosen Menge, die das geheiligte Gebäude erfüllte, getragen, und natürlich fand die erste Darstellung dieser kostbaren Kleinodien vor den königlichen Personen statt. Eins der am meisten verehrten Gegenstände dieser Art ist ein Theil der Dornenkrone, womit das Haupt unsres Erlösers umwunden worden. Sie war in die Hände Joseph von Arimathia gefallen, wurde dann eine Beute der Muselmänner, welchen sie während der Kreuzzüge von Gottfried von Bouillon abgenommen wurde, der sie dem Könige von Frankreich schickte, seit welcher Zeit sie unter den Reliquien der Kathedrale von Paris aufbewahrt wird. Die Reliquie selber ist in eine goldene Nachahmung der Dornenkrone eingeschlossen

und an einigen Stellen mit Krystall überkleidet, so daß man die Punkte wahrnehmen kann, die in die Stirn unsres Erlösers eingedrungen. Als der Priester dieses unschätzbare Kleinod dem Dauphin Franz darreichte, löste es sich durch einen seltsamen und unerklärlichen Zufall von der Stütze ab, worauf es ruhte, und fiel gerade vor dem jugendlichen Monarchen nieder, worauf es einige Spannen weiter rollte und zu den Füßen seiner jungen Gemahlin liegen blieb. Von ihrem Staatssessel aufstehend, nahm die Königin die angebetete Reliquie auf, drückte sie in aller Demuth an ihre Lippen und übergab sie sogleich den Händen des bestürzten Priesters wieder.

Dieser seltsame Zufall wurde sogleich als eine unheilvolle Vorbedeutung für die königliche Familie ausgelegt und selbst Heinrich der Zweite, der das Ganze gesehen hatte, obgleich er seine innern Gefühle zu verbergen suchte, wurde von dem Ereigniß sehr ergriffen. Katharina von Medicis wurde ungeachtet ihres männlichen Geistes in andrer Hinsicht so von abergläubischem Schrecken überwältigt, daß sie ihre Gefühle nicht zu verbergen vermochte. Während des ganzen Gottesdienstes zeigte ihr Benehmen eine Aengstlichkeit und Ruhelosigkeit, die ihre Gedanken gänzlich von den Pflichten der Religion abzog; und in der That war es Jedem in ihrer Nähe

klar, daß sie wünschte, der Gottesdienst möchte zu Ende sein.

Das Fallen der heiligen Dornenkrone war nicht nur in der Kathedrale bekannt, sondern am Schlusse der Ceremonien hatte sich die Nachricht mit Gedankenschnelle über einen großen Theil der Einwohnerschaft von Paris verbreitet. Als daher die Prozession von Notre Dame nach dem Louvre zurückkehrte, hatte sich ein Düster über die Menge ausgebreitet, welches aller Pomp und alle Pracht der Scene nicht entfernen konnte. Als Maria und Franz, in deren Nähe ich mich befand, im Zuge weitergingen, sah ich manches lebhafte Gesicht sich vordrängen und manche Hand das Zeichen des Kreuzes machen, während man mehr als einmal eine Stimme flüstern hörte:

„Möge Gott jedes böse Geschick von dem schönen Paar abwenden!“

So wurde ein Tag, der mit der Verheißung allgemeiner Freude angebrochen war, umwölkt, ehe er noch die Hälfte seines Laufes zurückgelegt hatte. Später erfuhr ich von einem sehr geachteten Freunde, daß die Königin Katharina gleich bei ihrer Ankunft im Palaste einen Bedienten an einen von den Astrologen abgeschickt habe, auf den sie das größte Vertrauen setzte und welcher zwei lange Stunden bei Ihrer Majestät zubrachte, und daß er, nachdem er die Königin verlassen, während des übrigen Theils des

Tages ein düsteres Schweigen behauptet habe. Nach Mitternacht kehrte er zurück und es wurde im Palaste berichtet, sie habe mit ihm die Grabgewölbe zu St. Germain l'Auxerois besucht, zu welchem Zwecke aber wußte Niemand.

Nachdem ich mich in mein Zimmer begeben hatte, begann ich über die unheilvollen Ereignisse nachzudenken, welche die allgemeine Freude gedämpft hatten; und obgleich ich nie große Wichtigkeit auf Vorbedeutungen gelegt habe, so wußte ich doch sehr wohl, daß sie bei der großen Masse des Volks von bedeutendem Gewicht sind. Ich möchte behaupten, wenn man hundert Häuser, von dem glänzendsten Hotel bis zu der niedrigsten Hütte herab besuchen wollte, würde man nicht ein einziges finden, wo man den mit der Reliquie in Notre Dame geschehenen Unfall nicht als eine unheilvolle Vorbedeutung für Franz und seine Gemahlin betrachtet. Viel besser wäre es gewesen, das Frohnleichnamfest gar nicht zu feiern, als daß Etwas geschehen mußte, was eine so niederdrückende Wirkung auf die Gemüther der Pariser hervorbrachte. Dies waren meine Betrachtungen zu jener Zeit, und während ich noch über das Ereigniß nachdachte, erhielt ich eine Aufforderung, zu der Königin von Schottland zu kommen. Als ich in ihre Zimmer eilte, war ich überrascht, ihren Gemahl den Dauphin an der Seite der Königin sitzend zu

finden. Er begann sogleich die Unterredung mit gefälligem Lächeln und sagte:

„Es ist erstaunenswerth, Signor, wie verblendet von abergläubischen Vorurtheilen die Menge ist. Der unbedeutende Unfall, der sich diesen Morgen in der Kathedrale ereignete, hat zu den seltsamsten Erzählungen und Gerüchten unter allen Klassen Veranlassung gegeben, und ich und meine schöne Dame, die Königin, sind seit unserer Rückkehr aus Notre Dame von den Besuchen vieler hundert Personen belästigt worden, die wir nicht zu sprechen wünschen und welche kommen, um zu fragen, ob irgend Etwas aus dem erfolgt ist, was sie für eine üble Vorbedeutung halten, obgleich ich es für unnöthig halte, Euch zu sagen, daß wir selber solchen Aberglauben verlachen. Indessen scheinen die meisten von unsern Hofleuten von derselben Thorheit angesteckt zu sein und besitzen nicht Entschlossenheit genug, diese Zudringlichen abzuhalten."

Hier fiel Maria mit ihrer lieblichen Stimme ein, und sagte mir, es sei ihr Wille, daß ich mich als ihr erster Stallmeister im Vorzimmer aufstelle, um weitere Zudringlichkeit zu verhindern, indem sie es mir überließ, solche Antworten zu geben, welche geeignet wären, die Furcht zu verbannen und die Sache in das rechte Licht zu stellen.

Ich begab mich sogleich in das Vorzimmer, um

ihren Befehlen zu gehorchen; aber die Aufgabe war schwieriger, als ich erwartet hatte. Die Pariser sind ein sehr reizbares Völkchen. Viele von den herbeigeströmten Personen wurden laut und lärmend, und bestanden darauf, das jugendliche Paar sehen zu wollen, da sie fest glaubten, sie wären bereits üblen Einflüssen als Opfer gefallen; und nur mit der größten Schwierigkeit und mit dem Beistande der Garde, obgleich ich natürlich keine Gewalt anwenden wollte, vermochte ich sie abzuhalten.

Obgleich der Gedanke an den Tod zweier so liebenswürdiger Wesen durchaus kein Gegenstand zum Lachen war, so muß ich doch bekennen, daß ich kaum umhin konnte, über die widersinnigen Erzählungen, die in Umlauf waren, zu lächeln, da jede Abtheilung, die sich einfand, mit neuen Gerüchten versehen war.

Der Antworten müde, die neunmal unter zehn den Fragenden nicht genügten, fiel mir plötzlich ein Gedanke ein, der eine viel heilsamer Wirkung hervorbrachte, als alle Beredtsamkeit und alle feierlichen Versicherungen, die ich anwenden mochte, um die Gemüther der Pariser zu beruhigen.

Nachdem ich von der Königin und dem Dauphin die Erlaubniß erhalten, machte ich öffentlich bekannt, wenn man sich am folgenden Tage um Mittag in den großen Hof des Louvre begeben wolle, so würden der Dauphin Franz und seine Gemahlin bis ein Uhr

auf dem Balkon zu sehen sein, welche Ankündigung zahllosen Erkundigungen ein Ende machte. Das Mittel hatte noch eine weitere wohlthätige Wirkung. Um Mittag am nächsten Tage war der große viereckige Hofraum des Louvre zum Erdrücken angefüllt und gerade, als die Schloßglocke zwölf schlug, traten der Dauphin und seine schöne Gemahlin Hand in Hand auf den Balkon heraus, und einen so lang gehaltenen und betäubenden Ruf des Glückwunsches erinnere ich mich nie bei öffentlichen Gelegenheiten gehört zu haben. Nach kurzer Zeit begab sich das Volk zufrieden nach Hause und so endeten die Ereignisse des Frohnleichnamfestes zur Zufriedenheit Aller.

---

## Siebentes Kapitel.

Der Gegenstand, der jetzt am meisten die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war die Politik der Königin von England, und um mich mit den Tagesereignissen in jenem Lande bekannt zu machen, schickte ich einen zuverlässigen Agenten, einen der ergebensten Diener der Königin von Schottland und einen Eingeborenen ihres Vaterlandes, der früher mehrere Jahre in der britischen Hauptstadt zugebracht hatte, nach London. Eine geheime Mittheilungsart war verabredet und jede nöthige Vorsicht, die der menschliche Scharfsinn nur erdenken kann, angewendet worden, und nach Verlauf der nöthigen Zeit erhielt ich zwei Briefe von ihm, die für mich von großer Wichtigkeit waren; aber plötzlich hörte aller Verkehr auf und zwei Monate waren vergangen, ohne daß ich von meinem

Boten Nachricht erhielt, wodurch ich in die schmerzlichste Ungewißheit über sein Schicksal gerieth. Ich war noch in dieser Verlegenheit, als eines Tages der Mann selber vor mir erschien — freilich nicht in besonders beneidenswerthem Zustande, denn die Polizei der Königin Elisabeth ist so strenge, daß er in der dritten Woche nach seiner Landung als Spion verhaftet und in strenger Gefangenschaft gehalten wurde. Nach verschiedenen Verhören vor dem Staatsrath wurde er unter Begleitung nach Dover geführt und bei seiner Einschiffung ihm der schriftliche Befehl übergeben, bei Todesstrafe nie wieder seinen Fuß auf englischen Boden zu setzen. So endete meine einzige Hoffnung, einen geheimen Agenten unter der vorsichtigen Regierung Elisabeths in London zu halten.

Aber bald lenkten tragischere Ereignisse in der Heimath — so nenne ich jetzt Paris — meine Aufmerksamkeit von dieser getäuschten Erwartung ab. Heinrich der Zweite wünschte die Vermählung der Prinzessin seiner Tochter und seiner Schwester mit allem möglichen Pomp und Schaugepränge zu feiern und ließ deshalb ein großartiges Turnier ausschreiben, wobei der König und die Herzoge von Ferrara, Guise und Nemours die Herausforderer waren.

Heinrich trug wie gewöhnlich Schwarz und Weiß als seine Farben, worin er seiner Maitresse, der Herzogin von Valentinois, nachahmte.

Der Herzog von Guise trug Weiß und Scharlach, wie man sagte zum Andenken an eine Dame, die er geliebt, und die von königlichem Blute gewesen.

Die Farben des Herzogs von Ferrara waren gelb und roth und die des Herzogs von Nemours gelb und schwarz.

Diese vier Fürsten wurden für die geschicktesten in allen damals bekannten Waffen gehalten und es kann kein Zweifel sein, daß sie während dieses Turniers wunderbare Waffenthaten verrichteten, wobei der König vielleicht alle Uebrigen übertraf.

Am zweiten Tage des Turniers aber, gegen Abend, als fast alle Kämpfe beendet waren, verlangte König Heinrich noch eine Lanze zu brechen, und da der Graf von Montgomery, Kapitain seiner Garde, in dem Augenblick innerhalb der Schranken war, so befahl ihm Heinrich, einen Gang mit ihm zu machen. Ich war nicht nahe genug, um hören zu können, was vorging; aber man sagt, Montgomery habe sich ausdrücklich geweigert und viele Entschuldigungen vorgebracht, als habe er das Vorgefühl von einem Unglück. Der König wurde ärgerlich und wiederholte den Befehl in einem Tone, worauf bald seine Zustimmung folgte. Die Königin Katharina aber, auf deren Gesicht meine Augen zu der Zeit gerichtet waren, da ich der königlichen Gallerie nahe war, zeigte

große Unruhe in Worten und Geberden und bat dringend, Seine Majestät möchte sich jedes weiteren Kampfes enthalten, wenn er die geringste Neigung zu ihr hege. Sie bat auch den Herzog von Savoyen, sich soviel wie möglich zu bemühen, den König von weiteren Waffenübungen abzuhalten, indem sie sagte, er habe sich so tapfer bewiesen, daß es unmöglich sei, noch glänzendere Thaten zu verrichten und bat ihn, die Schranken zu verlassen und zu den Damen zu kommen, die ihn alle begierig erwarteten, um ihm ihren Beifall wegen seines ritterlichen Muthes darzubringen. Alles war aber vergebens — ein finsteres Geschick schwebte über dem Fürsten und es mußte erfüllt werden. Als Heinrich Montgomery zum Angriffe bereit sah, neigte er, ohne sich Zeit zu lassen, sein Visir zu befestigen, seine Lanze mit einer Anmuth, die alle Zuschauer bezauberte, vor der Königin, legte sie dann ein und galoppirte auf seinen Gegner los. Wenige sahen deutlich, was erfolgte; aber ich glaube die Umstände waren diese. Montgomery's Lanze zersplitterte an Heinrich's Brustharnisch, und ein wenig verwirrt und aufgeregt von dem Tone, worin der König zu ihm gesprochen, vergaß er, den zerbrochenen Schaft sogleich wegzuwerfen, wie er es hätte thun sollen. Ein Splitter der Lanze hob des Königs Visir in die Höhe und drang in sein Auge bis in das Gehirn. Alle sahen Heinrich im Sattel schwanken,

obgleich er nicht vom Pferde fiel. Er wurde sogleich von den aufwartenden Knappen umringt und der Herzog von Montmorency, der als Kampfrichter fungirte, eilte herbei und fand den König schwer verletzt. Dennoch zeigte er keine Schwäche des Herzens, sprach kein Erstaunen oder Unruhe aus, sondern erklärte nur deutlich, daß er dem Grafen von Montgomery verzeihe. Es ist unnöthig zu erwähnen, daß die Königin und der Hof in die schrecklichste Bestürzung geriethen, ganz besonders die sanfte Maria von Schottland, die von dem Augenblick an, wo Heinrich seine Wunde empfangen hatte, nicht aufhörte, ihren Kummer und ihre Angst kundzugeben. Sie sagte, sie habe früh ihren rechten Vater verloren und solle jetzt vielleicht auch des zweiten Vaters beraubt werden, den ihr der Himmel gesendet.

In diesem Zustande der Seelenqual wurde sie von der Dienerschaft in ihr Zimmer getragen, während der Palast und die Stadt in einem Zustande unbeschreiblicher Verwirrung und Bestürzung waren; Alles, was die Aerzte und Wundärzte nur erdenken konnten, wurde in Anwendung gebracht, um die Heilung der Wunde des Königs zu bewirken, und täglich öffentliche Gebete für seine Herstellung abgehalten. Dennoch starb der Monarch einige Tage darauf als guter Christ mit der Betheurung, ein so wahrer Katholik zu sein, wie seine Vorfahren es gewesen.

So starb in Folge friedlicher Waffenübungen Heinrich der Zweite, der im Kriege, woran er unendliches Vergnügen fand, so vielen Gefahren getrotzt hatte.

Heinrich starb allgemein betrauert, nicht nur von seiner Familie, sondern auch von seinem ganzen Volke und den meisten Mächten der Christenheit, denn er hatte ein vortreffliches Herz und fühlte sich nie mehr befriedigt, als wenn er seine Macht zum Beistande der Leidenden und Betrübten anwendete. Er wurde besonders bewundert wegen seiner Leutseligkeit, Grazie und Geschicklichkeit in den Waffenübungen, ganz besonders aber wegen seiner Reitkunst, denn kein Fürst hatte eine so gute Haltung im Sattel oder wußte das Pferd besser zu behandeln.

Ich habe aus der besten Quelle erfahren, daß einige Jahre vor dem unerwarteten Ende Heinrich des Zweiten, ein Astrolog ihm das Horoskop stellte und zu dem Schlusse kam, daß er im Zweikampfe fallen werde.

Zu dem Connetable, der dabei zugegen war, sagte der Monarch:

„Seht, Gevatter, dies ist der Tod, der mir prophezeiht worden.“

„Ach, Sire,“ versetzte der Connetable, „könnt Ihr solchen Landstreichern glauben? Sie sind nur

Lügner und Betrüger. Werft das Horoskop ins Feuer."

„Mein würdiger Gevatter," antwortete der König, „warum sollte ich das thun? Sie reden zuweilen die Wahrheit. Es ist von geringer Wichtigkeit für mich, ob dies mein Schicksal ist oder nicht. Wenn es mir gestattet ist, dem Tode entgegen zu sehen, werde ich ihn um so weniger fürchten; und von der Hand eines Gegners zu sterben, vorausgesetzt, daß er ein tapferer ist und ich Ruhm gewinne, ist Alles, was ich fordere."

Ohne daher auf den Rath des Connetable zu achten, übergab der König sein Horoskop dem Herrn von Aubespine, um es aufzubewahren und es zum Vorschein zu bringen, wenn es erforderlich sein möchte. Ach! weder Seine Majestät noch sein Rathgeber ließen sich von diesem Zweikampfe träumen, sondern stellten sich vor, der erwähnte Kampf müsse ein Duell auf Leben und Tod in geschlossenen Schranken sein.

Sobald aber des Königs Wunde untersucht und verbunden war, erinnerte sich der Connetable an die erwähnte Prophezeihung, rief Herrn von Aubespine herbei und bat ihm, das Papier zum Vorschein zu bringen. Sobald er den Inhalt sah, rief er mit einem Thränenstrome:

„Ach! dies ist der Zweikampf, worin er umzukommen bestimmt war. Der Würfel ist geworfen —

er ist ein Mann des Todes! der Astrolog konnte sich nicht deutlicher ausdrücken, als er es gethan — ungleich der Mehrzahl seiner Genossen, die sich immer bemühen, in zweifelhaften und unbestimmten Ausdrücken zu reden, da ihnen der Glaube an ihre eigenen Weissagungen fehlt.“

Nach dem Hinscheiden Heinrich des Zweiten wurde der Graf von Montgomery sehr getadelt, daß er nicht mehr Kummer und Reue wegen des unglücklichen Ereignisses zeige, da doch der König von seiner Hand gefallen sei. Nachdem er unbedeutende Reue gezeigt, indem er sich von dem französischen Gebiet entfernte, sagt man, verbanne er jeden Gedanken an den Tod des Königs aus seinem Gedächtniß und gebe sich nur dem Vergnügen hin.*)

---

*) Bei dem bald erfolgenden Ausbruch des Bürgerkrieges bewaffnete sich Montgomery gegen den König Karl den Neunten, den Sohn Heinrich des Zweiten, den er getödtet hatte. Nachdem er einige Städte eingenommen, behielt er Rouen gegen den jungen Monarchen in Besitz und führte zur Vertheidigung der Stadt englische Truppen ein. Außerdem zeigte er fortwährend die größte Feindschaft gegen die königliche Familie bis zu seiner Gefangennahme. Er wurde später in Paris enthauptet. Katharina von Medicis, die damals Regentin war, erklärte feierlich, hätte der Graf von Montgomery sich anders betragen und Reue gezeigt, so wäre ihm Nichts

Es läßt sich leicht denken, daß das traurige Ende Heinrich des Zweiten große Veränderungen in der Lage der Herzogin von Valentinois hervorbrachte. Ihr Kummer hatte keine Grenzen, aber ihr Stolz blieb unverändert, und als sie die Kälte einiger Hofdamen bemerkte, die sonst nur von ihrem Lächeln gelebt, machte sie nur die Bemerkung:

„Die armen Eintagsgeschöpfe bilden sich ein, Diana's Stolz könne von ihrem schwachen Spott verletzt werden.“

Der außerordentliche Einfluß, den Diana von Poitiers über den Geist Heinrich des Zweiten ausübte, verschaffte ihr den Rang als Herzogin von Valentinois, und bald nach seiner Thronbesteigung gewährte ihr der König das Recht der Bestätigung, in

---

zu Leide geschehen, da der König, ihr Herr und Gemahl, ihm die Handlung verziehen habe; da er es aber für gut gehalten, Feindseligkeit gegen ihren Sohn zu zeigen, und sich dadurch des Hochverraths schuldig gemacht habe, so solle er durchs Beil sterben. In der Lebensgeschichte Katharina's von Medicis nnd in dem Tagebuche Heinrich des Dritten wird in ganz verschiedenen Ausdrücken von dem Tode des unglücklichen Grafen von Montgomery gesprochen, und man muß sich erinnern, daß die Königin von sehr rachsüchtiger Gemüthsart war und freudig jeden Vorwand benutzte, sich an dem Gegenstande ihrer Wuth zu rächen.

Folge dessen alle, welche Aemter und Stellen in Frankreich bekleideten, bei der Krönung jedes neuen Monarchen gezwungen waren, bestimmte Summen zu zahlen, um in den Stellungen, die sie einnahmen, bestätigt zu werden. Diese letztere Gunst, die Franz der Erste nur seiner Mutter gewährt hatte, gab Veranlassung zu großem Mißvergnügen. Diana wendete den größten Theil der auf diese Weise erlangten Gelder zur Verschönerung des Schlosses Anet an, welches die französischen Dichter unter dem Namen Dianet verherrlichen. Der Erbauer dieser schönen Residenz ist der berühmte Philibert Delorme, und gewiß hat ein menschliches Auge nie ein glänzenderes Gebäude gesehen.

Da die Herzogin von Valentinois viel älter war, als der verstorbene König, so gab die Beherrschung seiner Neigungen Veranlassung zu der thörichten Meinung, daß sie zur Zauberei ihre Zuflucht nehme, um ihren Einfluß zu behaupten, und selbst die veraltete Geschichte von dem Zauberringe Karl des Großen wurde wieder hervorgesucht. Aber die einzige Bezauberung, welche Diana anwendete, war die des Geistes, unterstützt von erhabenen Talenten und der einnehmendsten Grazie.

Ihre Schönheit ist ohne Zweifel sehr ausgezeichnet, und sie bemüht sich, sie ungeachtet des heranrückenden Alters zu erhalten. Sie hat niemals die nach-

theiligen Einflüsse der Krankheit gekannt. Sie steht um sechs Uhr auf, reitet einige Stunden weit und kehrt dann gewöhnlich zu ihrem Lager zurück und bringt die Zeit bis Mittag mit Lesen zu. Ihre Züge sind regelmäßig, ihre Haut ist so glatt und fein, wie man sie sich nur denken kann, und ihr rabenschwarzes Haar wallt in einer Fülle natürlicher Locken um ihren schön gebildeten Hals und ihre Schultern.

Einige Stunden vor dem Tode Heinrich des Zweiten schickte Katharina von Medicis der Herzogin von Valentinois den Befehl, sich vom Hofe zu entfernen und forderte zugleich die Zurückgabe einiger Edelsteine, die der Krone gehörten.

„Ist der König todt?" fragte Diana in stolzem Tone.

„Nein, gnädigste Frau," war die Antwort des Boten; „aber es ist unmöglich, daß Seine Majestät den Tag überleben kann."

„Dann habe ich noch keinem Herrn zu gehorchen," versetzte die Herzogin, „und wenn der König nicht mehr ist, werde ich zu sehr von Trauer ergriffen sein, um die Beleidigungen zu fühlen, womit mich meine Feinde überhäufen mögen."

Diana war zu wohl bekannt mit den Fehlern der Höfe, um nicht zu wissen, daß Dankbarkeit niemals die Ungnade überlebt. Sie fühlte, daß ihr Unglück um so schrecklicher sein müsse, je größer ihre

Macht gewesen. Sie sah sich von fast allen Freunden verlassen und zog sich gleich nach dem Tode des Königs auf das Schloß Anet zurück, wo sie, in ihre Lieblingsfarben, schwarz und weiß, gekleidet, ihrer Schwermuth nachhängt. An verschiedenen Stellen im Schlosse sieht man ihr Lieblingsmotto:

Omnium victorem vici (ich habe den Sieger Aller besiegt), welches ursprünglich zur Umschrift einer schönen Medaille bestimmt war, welche die Herzogin von Valentinois, den Liebesgott mit Füßen tretend, darstellte. Aus diesen und verschiedenen andern Umständen wollen Viele schließen, daß das zwischen ihr und Heinrich herrschende Verhältniß nur das der reinsten und edelsten Freundschaft war.

Der unbedeutende Einfluß, den Katharina von Medicis bei Lebzeiten ihres Gemahls erlangt hatte, erhielt bei seinem Absterben einen schweren Schlag, denn Franz der Zweite, der seine königliche Gemahlin leidenschaftlich liebt, hat sich gänzlich der Leitung ihrer Oheime, des Herzogs von Guise und des Cardinals von Lothringen hingegeben. Diese beiden beherrschen jetzt Frankreich; aber noch viele Andere, die derselben Familie angehören, besitzen hohe Verdienste und Auszeichnung. Von diesen ist einer der ausgezeichnetsten der Großprior von Frankreich, der nicht nur einer der erfahrensten Seemänner des Königreichs, sondern auch ebenso berühmt auf dem Lande ist; denn

nachdem er an verschiedenen Schlachten Theil genommen, hat er sich überall mit Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit benommen. Er ist auch ein vortrefflicher Reiter, welchen Umstand ich noch nie vorher an einem Manne bemerkt habe, der zum Seemanne gebildet worden.

Vor einigen Tagen war ich zu Amboise, wo Franz der Zweite die Belustigung des Ringstechens angeordnet hatte und ich kann nicht umhin, das Schauspiel zu beschreiben, da es eins der lächerlichsten war, die ich je gesehen. Bei dieser Gelegenheit war der Großprior der Gegner des Herzogs von Nemours, den man für einen der geschicktesten Reiter in Frankreich hält. Jeder trug den Ring zehnmal nach einander auf der Lanzenspitze davon; aber der Großprior wurde für den Sieger erklärt, weil es ihm auch zum elftenmal gelang. So viel von dem Spiele selbst; aber das Kostüm der Preisbewerber gewährte die Veranlassung zur größten Belustigung. Der Großprior ritt ein mit Decken belegtes Roß, war wie ein ägyptisches Frauenzimmer gekleidet und trug einen großen runden Hut nach der ägyptischen Mode. Sein Kleid und die weiteren Verzierungen an ihm waren von Sammet und Taffet, mit vielen Puffen versehen; und auf seinem linken Arme hatte er einen Affen, wie ein Kind in Windeln gewickelt, der beständig Gesichter schnitt, worüber die Zuschauer la=

chen mußten. Beim Reiten belästigte ihn das Thier indessen sehr, denn bei der Bewegung des Pferdes hing es sich mit seinen Klauen an den Reiter, und nachdem er so vier Gänge gemacht hatte, sah er sich genöthigt, den Affen hinunter fallen zu lassen und seine Uebungen ohne denselben fortzusetzen.

Der Herzog von Nemours war wie eine Bürgerfrau gekleidet, trug eine Haube und ein Kleid von schwarzem Tuch, während am Gürtel eine große Haushaltungsbörse und ein starker Ring befestigt war, mit hundert Schlüsseln beladen, die an einer schweren silbernen Kette klirrten. Er ritt einen schönen Rothschimmel mit Namen Real, den der erste Stallmeister des Herzogs von Nemours, Herr von Vidasme abgerichtet hatte, zwei regelmäßige Schritte und dann einen beträchtlich hohen Satz zu machen. Kurz, die ganze Länge der Allee des Vergnügungsplatzes zu Amboise wurde in fünf Sätzen und zehn Schritten zurückgelegt. Der Herzog von Nemours behauptete seine Haltung mit vieler Grazie, so daß er die Bewunderung aller männlichen und weiblichen Zuschauer erregte. Der unterhaltendste Theil der Belustigung war für den Geschmack des Publikums, wie die verkleidete Hausfrau mit ihren vielen Schlüsseln bei jedem Satze des Pferdes ein Geräusch wie von Schellen hervorbrachte, wobei der Reiter auf alle Weise das Klingeln zu verstärken suchte. Von diesem Al-

len war ich Zeuge und gewiß war es eins der unterhaltendsten Schauspiele, die ich seit meiner Rückkehr aus Italien gesehen, obgleich man sich nachher wundern mußte, wie man über eine solche Thorheit habe lachen können.

---

## Achtes Kapitel.

Ich habe unsern Aufenthalt zu Amboise erwähnt und muß jetzt erklären, was den Hof an jenen abgelegenen Ort führte, obgleich ich so wenig wie möglich bei den entsetzlichen Ereignissen verweilen will, die sich dort zutrugen, denn sie waren zu jener Zeit sehr schmerzlich für mich und ich kann nicht umhin, nachtheilig von denen zu denken, die dabei betheiligt waren. Ich war zu jener Zeit so unbekannt, wie nur irgend Jemand, mit den Veranlassungen unserer Reise von Blois nach Amboise und wunderte mich mit den Uebrigen über diese Ortsveränderung; aber sehr bald verbreiteten sich Gerüchte von Gefahren am Hofe und das beständige Einrücken bewaffneter Schaaren in die Stadt überzeugte mich, daß irgend ein Unglück geschehen sei. Unsere ersten Tage wurden mit Vergnügungen, die letzten in lebhafter Unruhe zuge-

bracht. Endlich aber wurde allgemein bekannt, daß große Schaaren von Ketzern in Waffen gegen die Stadt vorrückten, um sich der Person des Königs zu bemächtigen. Man sagte auch, daß viele von ihren Bundesgenossen sich in Amboise selber befänden; und Niemand wußte, wem er trauen konnte. Aber der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen waren auf das Ereigniß vorbereitet, und wir erfuhren jetzt, daß die Reise nach Amboise ihren Grund in dem Wunsche habe, die königliche Familie in einer sicherern Stadt, als Blois, unterzubringen. Es wurden Truppen nach verschiedenen Richtungen ausgesendet und es fielen mit verschiedenen Abtheilungen der Rebellen Gefechte vor; ihr Anführer, Namens la Renaudie, wurde getödtet und viele Gefangene in die Stadt gebracht. Aber jetzt begann eine Menschenschlächterei, woran ich nicht ohne Entsetzen denken kann. Die Fenster, die Dachrinnen, die Zinnen wurden als Galgen benutzt, und überall, wohin man sich wendete, sah man einen menschlichen Körper in der Luft zucken oder fand das Straßenpflaster mit Menschenblut befleckt. Es wurde durchaus kein Verhör, keine Untersuchung angestellt; alle welche die Truppen des Hofes hereinbrachten, wurden hingerichtet, und als es endlich an Henkern fehlte, um die Gefangenen einzeln zu tödten, wurde eine ganze Schaar in die Loire gestürzt. Wie weit man dies

würde getrieben haben, kann Niemand sagen, aber die junge Königin, deren Herz von dem entsetzlichen Schauspiel, welches sie stündlich vor Augen hatte, verletzt wurde, bat ihren Gemahl dringend, Gnade zu üben, und es wurde eine Amnestie erlassen für alle, welche friedlich in ihre Heimath zurückkehren würden.

Das Blutbad war indessen noch nicht vorüber, und selbst die Bitten der jungen Königin vermochten nicht, eine kleine Schaar edler Gefangenen zu retten, die man nach jedem Grundsatze der Ehre und Gerechtigkeit hätte verschonen sollen. Ihr Anführer war der Graf von Castelnau, der bis zum Schlosse Nozay, einem von den Versammlungsorten der Rebellen, vorgerückt war, da er den Zweck, weshalb man ihn gerufen, nicht genau gewußt zu haben scheint, und Jedermann stimmt darin überein, daß es nie einen loyaleren und redlicheren Edelmann gegeben, als ihn. Der Herzog von Nemours wurde gegen ihn ausgesendet und stellte ihm in einer Anrede das Verbrechen vor, die Waffen gegen seinen Monarchen zu führen. Castelnau erwiederte, er sei nicht in den Waffen gegen den König, sondern komme nur, um gegen die Tyrannei der Guisen Vorstellungen zu machen. Der Herzog von Nemours versprach ihm hierauf und gab es ihm auch schriftlich, wenn er und seine Begleiter ihre Waffen niederlegen wollten, so sollten sie voll-

kommen sicher sein. Castelnau gab sogleich nach und kam friedlich nach Amboise. Sobald er aber dort ankam, wurde er ins Gefängniß geworfen, verhört und verurtheilt. Vergebens machte der Herzog von Nemours auf sein gegebenes Wort aufmerksam und vergebens bat die schöne Maria auf ihren Knieen um Castelnau's Leben. Es wurde ihm ohne Gnade der Kopf abgeschlagen und bald darauf entfernte sich der Hof von Amboise, um unter andern Scenen das schreckliche Schauspiel zu vergessen, welches jene Stadt dargestellt hatte.

Während aller dieser Ereignisse, wovon ich zuletzt berichtet habe, beobachtete ich aufmerksam die schwindende Farbe und das abgezehrte Aussehen des Königs, Franz des Zweiten und war erstaunt zu bemerken, wie vollständig die Liebe die Augen der Königin Maria blendete, so daß sie sich des Schlages gänzlich unbewußt war, der ihr drohte.

Um der Einförmigkeit der Scene Abwechselung zu geben, reiste der Hof nach den Conferenzen zu Fontainebleau von der Hauptstadt nach Orleans, wo das königliche Paar mit allen Feierlichkeiten und Ehrenbezeugungen begrüßt wurde, die man ihrem Range schuldig war. Die Bürgerschaft der Stadt gab Bälle und Maskenspiele und es fand eine ununterbrochene Reihefolge von Festlichkeiten und Unterhaltungen statt,

welche die Liebe und Ergebenheit der guten Bewohner von Orleans für ihre Herrscher kund gab.

So vergingen Wochen in Heiterkeit und Freude, und es wurden Vorbereitungen zu neuen Festlichkeiten gemacht, als Seine Majestät Franz der Zweite plötzlich von dem heftigsten Schmerz in Kopf und Ohr ergriffen wurde. Man sah Nichts als Bestürzung, und beständig wurden die ausgezeichnetsten Aerzte, die zu finden waren, zu Rathe gezogen. Eine Zeitlang konnte man die eigentliche Beschaffenheit der Krankheit nicht entdecken; aber es bildete sich ein Geschwür im Gehirn, woran der König die heftigsten Schmerzen litt und endlich starb.

Ein für Maria und die französische Nation so unerwarteter Schlag erregte eine düstere und schmerzliche Stimmung im Königreiche, und ganz besonders in der Hauptstadt. Es fehlte nicht an Personen, welche öffentlich erklärten, der junge König sei keines natürlichen Todes gestorben, sondern man habe ihm ätzendes Gift ins Ohr gegossen, welches zuerst eine Abzehrung verursacht und ihn endlich getödtet habe. Welcher Grund zu einem solchen Verdachte vorhanden sein mochte, kann ich nicht begreifen, denn die sorgfältigste Ueberlegung zeigte nicht eine einzige Person von allen Blutsverwandten des Fürsten, auf die man einen Verdacht werfen konnte.

Nichts kommt dem Kummer der Königin von

Schottland bei diesem entsetzlichen Ereignisse gleich. Nur ihre theuersten und auserwähltesten Freunde haben Zutritt zu ihr und sie entzieht sich jeden Genuß. Den dritten Theil jedes Tages bringt sie in Gebeten zu, und der einzige Trost, den sie sich gestattet, scheint die trauernde Betrachtung ihres unersetzlichen Verlustes zu sein.

Dieser tiefe Kummer, anstatt durch zärtliche Aufmerksamkeit von Seiten Katharina's von Medicis gemildert zu werden, wird im Gegentheil durch kleine Zeichen des eifersüchtigen Verdachts von Seiten der Letzteren beständig erhöht; denn es ist längst einleuchtend geworden, daß das Uebergewicht der Familie Guise der Königin Mutter nachtheilig ist, und Maria von Schottland wird, als die Nichte des Herzogs und des Cardinals, mit Zweifel und Widerwillen angesehen.

Diese unangenehme Lage der Dinge hat die Königin von Schottland zu dem Entschlusse gebracht, auf eine Zeitlang in dem Palaste ihres Oheims des Cardinals von Lothringen Zuflucht zu suchen. Dort beabsichtigt sie also zu bleiben, bis es entschieden sein wird, ob es politisch ist, in Frankreich zu bleiben oder ihren eigenen Thron und ihr Königreich in Besitz zu nehmen.

Da bei dieser Gelegenheit meine Begleitung nicht erforderlich war, so kehrte ich in meine Woh=

nung in Paris zurück, wo ich mich jetzt seit einigen Wochen aufgehalten, und wahrscheinlich befindet sich jetzt die Königin Maria unter dem Dache ihres Oheims.

Seit meiner Ankunft habe ich wenig zu berichten gehabt, und auf den nächsten Seiten werde ich zu meiner eigenen Befriedigung einige Umstände aus den frühen Jahren meiner schönen Königin mittheilen, die ich nicht unerwähnt lassen kann.

Im Alter von funfzehn Jahren war ihre Schönheit bereits sehr glänzend und ihre körperliche Vollkommenheit wurde nur von der ihres Geistes übertroffen. Man hatte die äußerste Sorgfalt auf ihre Erziehung verwendet und sie war mehrerer Sprachen vollkommen mächtig. Als sie erst dreizehn und ein halbes Jahr alt war, hielt sie vor Heinrich den Zweiten, Katharina von Medicis und dem ganzen versammelten Hofe in der großen Halle des Louvre eine von ihr selbst ausgearbeitete lateinische Rede, worin sie, im Widerspruch mit der allgemein angenommenen Ansicht, behauptete, daß es recht sei, wenn Frauen klassisch gebildet und mit den Künsten und Wissenschaften vertraut wären.

Vor ihrer Vermählung widmete sie täglich vier Stunden der Lecture, und es giebt wenig Wissenschaften, worüber sie sich nicht geläufig unterreden kann. Sie ist leidenschaftlich für Poesie eingenommen

und ganz besonders für die Werke Ronsard's, du Bellay und de Maison Fleur. Selbst ihre Muttersprache, die, von andern gesprochen, rauh und gemein klingt, wird, von ihr gehört, sanft und angenehm, und als ob das Ohr dem Auge dienstbar wäre, scheint jedes Wort, welches von ihren Lippen fällt, musikalisch.

Ja, sie ist in der That sehr schön in jeder Kleidung, die sie wählt, selbst in ihrer weißen Trauerkleidung, die ihr so vortrefflich steht, da die Weiße ihres Teints mit der Weiße ihres Schleiers wetteifert, der nur eine Folie für ihre Liebenswürdigkeit ist. Als sie in diesem Kostüm erschien, wurde eine bei Hofe sehr beliebte Ballade geschrieben, welche folgendermaßen lautet:

L'on voit, sous blanc atour
En grand deuil et tristesse,
Se pourmener maint tour,
De beauté la Déesse,
Tenant le trait en main
De son fils inhumain.

Et amour sans fronteau,
Voletter autour d'elle,
Déguisant son bandeau
En un funebre voile,
Ou sont ces mots ecrits:
Mourir, ou etre pris!

Man kann in weißem Gewande,
In tiefer Trauer, sehn,
Lustwandelnd an Baches Rande,
Der Schönheit Göttin gehn;
Da schwinget sie in Eil'
Des Sohnes scharfen Pfeil.

Und Amor kommt im Winde,
Umflattert sie im Scherz,
Trauerschleier wird die Binde,
Verhüllend ihren Schmerz,
Worauf die Worte prangen:
Stirb, oder laß dich fangen!

Diese Verse wurden, ich weiß nicht ob mit Recht oder mit Unrecht, Ronsard zugeschrieben, der, wie gesagt, bei der Königin in hoher Achtung stand. In glücklicheren Tagen, vor noch nicht vielen Monaten, bewies Maria, wie sehr sie seine Verdienste zu schätzen wisse, indem sie ihm ein glänzendes Silbergeschirr, zweitausend Kronen werth, schenkte. Unter den silbernen Zierrathen befand sich eine Abbildung des Parnaß, über welchem der Pegasus im vollen Fluge erschien, und welcher folgende Inschrift trug:

„An Ronsard, den Apollo des Musenquells."

Da Königin Maria bereits ihre Wohnung bei dem Cardinal von Lothringen aufgeschlagen hat, oder es doch zu thun im Begriff ist, so dürfte es nicht am unrechtem Orte sein, einige Thatsachen über diesen

herrschsüchtigen Geistlichen zu berichten, der zwar alle die geistigen Eigenschaften, wodurch sich seine Familie so sehr auszeichnet, in hohem Grade besitzt, aber seinen Jähzorn nicht mäßigen kann, der ihn häufig zu grausamen und ungerechten Handlungen treibt.

Karl von Guise, Cardinal von Lothringen, ist der zweite Sohn des ersten Herzogs Claudius von Guise, und nachdem er als Minister Franz des Zweiten fungirt, nimmt er dieselbe Stellung unter dem jetzt herrschende Monarchen Karl dem Neunten ein. Er vereint, so weit ich ihn beurtheilen kann, mit jenem unersättlichem Ehrgeize, der eine so hervorstechende Leidenschaft seiner Familie ist, viele edle Eigenschaften, welche einigermaßen als Beschönigung eines Fehlers dienen können, der nie völlig entschuldigt werden kann, da die Erfolge für die öffentlichen Interessen beständig unheilvoll sind. Der Fürst trieb seine Studien mit großem Eifer und Beharrlichkeit und wurde, als er eben das funfzehnte Jahr zurückgelegt hatte, zum Erzbischof von Rheims ernannt. Dann trat er am Hofe auf, wo er sich durch seine Talente und sein einnehmendes Wesen auszeichnete. Er machte keine großen Fortschritte bei Heinrich dem Zweiten und verdankte alle Gunst, die ihm zu Theil wurde, der Großmuth der Herzogin von Valentinois. Außer dem Einkommen seines Amtes, besaß er ein ungeheures Vermögen, welches ihm sein Oheim der

Cardinal Johann von Lothringen hinterlassen hatte; aber dieses letztere verwendete er, um die Zahl seiner Anhänger zu vermehren, und in Folge dessen sind seine Einkünfte kaum hinreichend, um die Kosten seines Haushalts zu decken.

Als er dem Papste Paul dem Vierten einen Besuch machte, um ihn zu überreden, sich dem Bündnisse gegen Oesterreich anzuschließen, wurde er mit der Würde eines Cardinals von Angiers beehrt, unter dem Vorwande, daß seine Familie Ansprüche auf das Gebiet von Anjou habe; doch wagte er bei seiner Rückkehr nach Frankreich den Titel nicht anzunehmen.

Der Verlust der Schlacht bei Saint Quentin diente dazu, die Macht der Guisen zu erhöhen, die dem Staate während der Gefangenschaft Montmorency's gut dienten und sich selber noch besser. Beim Tode Heinrich des Zweiten fiel der größte Antheil der Macht sehr natürlich dem Hause Guise zu; aber noch immer schien es dem Cardinal nöthig, sich bei der Königin Mutter in Gunst zu erhalten, und zu dem Zweck willigte er in die Verbannung Dianens von Poitiers vom Hofe, oder machte, wie Andere wollen, selber den Vorschlag dazu. Nicht alle hohen Eigenschaften des Cardinals können seinen Charakter von der Kleinlichkeit einer solchen Handlung reinigen; denn aller Einfluß, den er eine kurze Zeit lang bei

ihrem königlichen Geliebten erlangte, war nur der Erfolg ihrer Fürsprache. Ein solcher Schlag war also von dorther am wenigsten zu erwarten; aber sie empfing den Befehl, sich von Paris zu entfernen, mit jener ruhigen Würde, deren sie selbst die Ueberraschung nicht berauben konnte.

Als der Cardinal, von dem Einflusse seiner Nichte, der Königin Maria, unterstützt, Minister Franz des Zweiten wurde, setzte er seinem ungemäßigten Ehrgeize keine Schranken, und da er sich wohl bewußt war, daß sein außerordentlicher Stolz ihn verhaßt gemacht habe, gab er ein Edikt, welches verbot, Waffen zu tragen, da er, wie man sagte, ermordet zu werden fürchtete. Er löste auch jene alten Corps auf, auf die er sich hinsichtlich seiner Privatzwecke nicht verlassen konnte, und ersetzte sie durch deutsche und italienische Truppen. Da er fand, daß die Bitten um Belohnung bei einem jungen und leicht zugänglichen Monarchen unzählig waren, so ließ er vor dem Eingange des Pallastes zu Fontainebleau einen Galgen errichten mit der Inschrift, daß jede Person, die mit der Bitte um eine Belohnung wegen früherer Dienste bei Hofe einkommen werde, gehängt werden solle. Als Minister Karl des Neunten hat der Cardinal von Lothringen bereits seine Laufbahn damit begonnen, daß er den Hugenotten öffentlich den Krieg erklärt hat, und ohne Zweifel

wird die Drohung nicht unerfüllt bleiben, wenn man von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen kann, welche Spuren von seiner Bigotterie und seiner Gewissenlosigkeit in den rauchenden Ruinen der Dörfer und Weiler und in den vergossenen Blute irregeleiteter Sectirer zurückgelassen hat.

Während ich die letzten Worte über den Charakter des Oheims schrieb, wurde ein Brief von der Nichte an mich abgegeben, worin sie sich in der mildesten Sprache wegen der Kälte entschuldigte, die ihr Benehmen gegen einen Mann zu erkennen gegeben haben schien, den sie als getreu und ergeben zu bezeichnen geruhte, wobei sie sich auf den Tod ihres Gemahls bezog und die tiefe Schwermuth andeutete, in die sie in Folge dessen versunken war. Am Ende des Briefes bat sie mich, ohne Zeitverlust einen Bericht von allen offenen und geheimen Handlungen der Königin Elisabeth, die zu meiner Kenntniß gekommen, zu ertheilen, da es jetzt einleuchtend geworden war, daß die Königin von England eine thätige Einmischung in die Angelegenheiten Schottlands beabsichtigte und sogar den Versuch machen konnte, sich durch List der Person ihrer Cousine zu bemächtigen und sie zu zwingen, solche Zugeständnisse zu geben, die ihren eigennützigen Absichten entsprachen.

So aufgefordert, begann ich eine genaue Prüfung der verschiedenen Briefe, die ich als Agent des

römischen Hofes aufgefangen, und der Geheimnisse, die ich durch wohlbezahlte Berichterstatter und ganz besonders vermöge einer Quelle im Louvre entdeckt hatte, die mir eine Einsicht in die Politik der Königin Mutter gewährte. Diese Antwort scheint die Königin Maria zu dem Bewußtsein ihrer Gefahr, deren Größe sie keineswegs vermuthet hatte, gebracht zu haben. Ihre Mutter, die Königin Regentin von Schottland, war jetzt seit länger als sechs Monaten todt, und hatte das Königreich in großer Verwirrung zurückgelassen. Auch hatte man eine Abschrift meines Briefes an die Mitglieder der schottischen Regierung gesendet, welche die verstorbene Königin ernannt hatte, um die Interessen ihrer Tochter wahrzunehmen.

Man wird bemerken, daß ich vergessen, an dem geeigneten Orte von dem Tode Maria's von Guise, Königin Mutter von Schottland, zu reden; aber es ist nur nöthig, hier zu erwähnen, daß bei der Mühseligkeit, so viele feindliche Parteien in Unterwerfung zu erhalten und solche politische Fehden zu führen, der männliche Geist einer Guise endlich unter der Last erlag und sie am 10. Junius 1560 ihren Geist aufgab, der seit dem Tode ihres Gemahls keine Ruhe gefunden hatte. Auf ihrem Sterbebette bat sie ihre Räthe, alle ihre Bemühungen anzuwenden, um ihre Tochter zu bewegen, nach Schottland zurückzukehren, da sie hoffte, daß die Gegenwart eines so guten und

schönen Wesens, ihrer Landsmännin und ihrer angestammten Königin, den Aufruhr des schottischen Adels besänftigen würde. Wir werden sehen, was der Erfolg sein wird, wenn Maria diesem Rathe folgt; da ich aber einige Kenntniß von dem Charakter der Nation habe, so fürchte ich sehr für den Erfolg.

## Neuntes Kapitel.

Ich bin jetzt seit einiger Zeit förmlich als Sekretair der Königin Maria angestellt gewesen, obgleich ich noch immer mein geheimeres Amt bekleide, welches mir der römische Hof übertragen, und meine Ergebenheit und stille Anhänglichkeit hat mir die Belohnung gesichert, mir das volle und unbedingte Vertrauen meiner königlichen Gebieterin erworben zu haben. Aber ich muß einige von den Ereignissen der letzten beiden Monate wiederholen. Als die Zeit der Rückkehr der Königin nach Paris heranrückte, beschäftigte ich mich damit, alle ihre Papiere in genaue Ordnung zu bringen, damit die ganze Correspondenz über irgend einen nothwendigen Gegenstand im Augenblick zu finden sein möchte.

Zu meiner Erholung pflegte ich Abends in den Laubengängen des Schloßgartens zu lustwandeln und

meine Spaziergänge währten bis nach Anbruch der Nacht, wobei ich traurig und doch zuweilen mit Wonne über Vergangenheit und Zukunft nachdachte.

Ich erfreute mich gerade an einer jener lieblichen Träumereien und stellte mir Turin nebst vielen lebhaften Jugenderinnerungen vor, als wie auf einen Zauberschlag ein Fremder an meiner Seite stand und Etwas sagte, was ich nicht verstand. Erschrocken über die plötzliche Erscheinung, schwieg ich einige Augenblicke und der Mann, der eine Maske trug, fuhr so fort:

„Ich hätte geglaubt, Signor Rizzio, daß ein früheres und bedeutungsvolleres Zusammentreffen zwischen uns stattfinden werde, dessen Erfolg entweder im höchsten Grade günstig für Eure künftigen Hoffnungen oder auf immer unheilvoll für Eure Aussichten sein müsse. Erinnert Ihr Euch meiner nicht, und giebt es keinen Umstand, der mich wieder in Euer Gedächtniß zurückruft?"

„Wenn ich mich in der Person nicht irre," sagte ich, „so sehe ich jetzt dieselbe vor mir, die mich, als ich in der Nähe von St. Germain l'Auxerois wohnte, mit einen mitternächtlichen Besuche beehrte, der von zu bedeutungsvollen Umständen begleitet war, als daß er nicht in meiner Einnerung hätte bleiben sollen. Um aber keine Zeit mit unnützen Reden hinzubringen, muß ich fragen, warum sprecht Ihr nicht sogleich

Euer Anliegen aus, wenn Ihr ermächtigt seid, offen zu reden, anstatt zu unbestimmten und vieldeutigen Ausdrücken Eure Zuflucht zu nehmen? Dann sollt Ihr eine bestimmte und aufrichtige Antwort haben."

„So weit es mir im gegenwärtigen Augenblick gestattet ist," versetzte der Fremde, „will ich mich mit der gewünschten Aufrichtigkeit benehmen und damit beginnen, Euch in Kenntniß zu setzen, daß seit unserer letzten Unterredung jede Eurer Handlungen aufs Sorgfältigste aufgezeichnet worden ist. So wissen wir auch, daß Ihr, obgleich dies nicht immer bei Sekretairen der Fall ist, das unbeschränkte Vertrauen Eurer Gebieterin besitzt und folglich mit allen ihren Absichten in Betreff Schottlands bekannt seid, wenn sie zurückkehrt, um jenes Königreich in Besitz zu nehmen."

„Eure letzte Behauptung, mein Herr," antwortete ich kalt, „ist ein überzeugender Beweis, daß, so scharfsichtig auch die angewendeten Agenten sein mögen, um meine Handlungen zu beobachten, sie doch über einen Punkt in einem vollständigen Irrthume sind. Ich bin unbekannt mit den Verhandlungen zwischen der Königin und dem schottischen Staatsrath, der jetzt als ihr Repräsentant in Betreff ihrer künftigen Absichten hinsichtlich des Königreichs Schottland handelt. Ich rühme mich freilich des Vertrauens Ihrer Majestät und ertheile, wenn ich befragt werde, mit Mißtrauen meinen Rath; aber der ist nie in Be=

treff ihres erblichen Königreichs gefordert worden, von dessen Angelegenheiten ich keine Kenntniß habe, da ich nie meinen Fuß an die Küsten desselben gesetzt."

Der Fremde schwieg gedankenvoll einige Minuten und erwiderte dann:

„Eure Gebieterin wird bald in Paris ankommen und nach Verlauf weniger Wochen muß ihre Abreise nach Schottland stattfinden. Erst nach ihrer Landung an der schottischen Küste werde ich mich wieder Euren Augen darstellen; aber bedenkt wohl, daß jene Zusammenkunft entscheidend sein muß, indem sie, wie ich schon früher bemerkte, Euer Glück befördert oder auf immer zu Grunde richtet."

„Mein guter Herr," antwortete ich, „es ist vergebens, mich durch solche Worte erschrecken oder verleiten zu wollen. Ich kenne meine Pflicht und werde sie getreulich erfüllen, beschützt von einer stärkeren Hand, als der der Königin von Schottland."

„Der Ring, den ich an meinem Finger trage," antwortete der Fremde in strengem Tone, „zeigt Euch, welcher Herrin ich diene. Sie, Signor Rizzio, ist nicht von so weichem Stoffe gebildet, wie die schottische Königin. Ihre Entschlüsse sind beständig, fest und unwiderruflich, und wenn ihre Feindschaft erregt ist, entkommt der Schuldige selten mit dem Leben — dies sage ich zu Eurer Warnung. Auch müßt Ihr wissen, daß viele solche, wie dieser, in Händen

sind, die kein Bedenken tragen werden, sie anzuwenden."

Als der Fremde die letzten Worte aussprach, zeigte er mir, wie bei seinem früheren Besuche, einen Dolch, wogegen ich die äußerste Verachtung zu erkennen gab und bemerkte, die passendste Gelegenheit, ein solches Instrument zum Vorschein zu bringen, sei, wenn Veranlassung zur Anwendung desselben vorhanden sei.

Ohne weitere Worte eilte der Fremde mit einer leichten Verneigung von meiner Seite und ich fand mich wieder von Schweigen und Einsamkeit umgeben.

Obgleich ich gegen den maskirten Fremden die vollkommenste Kälte während der Unterredung zeigte, so war doch mein Geist mit ganz verschiedenen Gedanken beschäftigt, da es mir aus der unumwundenen Art, wie er sich erklärt hatte, klar wurde, daß man die Pläne und Absichten der Königin Maria von mir herausbringen wolle, und daß die mir gebotene Wahl Glück als Belohnung für Verrätherei oder Tod sein sollte, wenn ich ein ehrenvolles Schweigen behauptete. Ich würde keine große Furcht gehegt haben, denn bedrohte Leute leben lange, wie man sagt, hätte ich nicht das Geheimniß errathen, von wem der maskirte Fremde angestellt sei — nämlich von einer Person, deren Charakter genugsam für die Ausführung jeder schwarzen That bürgte, womit sie drohte.

Nachdem ich jeden Umstand abgewogen, kam ich zu dem Schlusse, daß ich aus Ehre und Pflicht verbunden sei, der Königin Maria den Inhalt der bereits mit dem Fremden geführten Unterredungen mitzutheilen, sowie auch, welches der Erfolg der dritten und letzten Unterredung sein solle.

Der Tag des Einzuges der Königin in Paris bei ihrer Rückkehr von dem langen Besuche, den sie ihrem Oheim, dem Cardinal, abgestattet, brach endlich an. Wir waren jetzt im Monat Junius; aber nie hatte man in Paris einen solchen winterlichen Frühling oder einen so ungünstigen Anfang des Sommers erlebt. Keine Sonne verbreitete ihre glänzenden Strahlen über den Himmel. Kalte, durchdringende Winde und unaufhörliche Regengüsse herrschten beständig und die Elemente schienen in Uebereinstimmung mit den kummervollen Gefühlen des Volkes zu handeln, daß die Blume von Schottland, der Schmuck Frankreich's ihnen vielleicht auf immer entrissen werden sollte.

Sobald ich mit ihrer Gegenwart beglückt wurde, legte ich meiner Gebieterin einen einfachen Ueberblick über die Art und Weise der Eintheilung ihrer politischen und Privatpapiere vor, der ihr große Freude gewährte; und da ich bemerkte, daß Maria's Gemüthszustand in dem Augenblick geeignet war, meine Erzählung anzuhören, so begann ich einen Bericht

über Alles, was zwischen mir und dem maskirten Unbekannten vorgegangen war.

Die Königin war ergriffen und unruhig. Sie erkannte die Gefahr, worin ich mich befand, da sie wohl wußte, daß mich Folterqualen nicht bewegen würden, sie zu verrathen, und ihr Geist wurde in Folge dessen sehr niedergeschlagen. Wir unterredeten uns eine Zeit lang über die Angelegenheit, ohne zu einem Schlusse zu kommen, und endlich entließ sie mich und blieb allein, um über die Sache nachzudenken, da ich meine einzige Hoffnung auf Unterstützung in einer solchen Verlegenheit auf sie setzen mußte.

Der ganze Tag war öde und düster und der folgende Morgen verhieß ähnliche Stürme und Regenschauer. Eine Gefühllosigkeit und Niedergeschlagenheit schien sich über alle Klassen der Gesellschaft verbreitet zu haben. Einige einzelne Personen, die ihre theilnehmende Bekümmerniß für Maria zu erkennen zu geben wünschten, zeigten sich freilich unter ihren Fenstern im Louvre, aber Maria selber erschien nicht.

Wie man sich vorstellen kann, war die Königin täglich stundenlang mit ihren Oheimen, dem Herzog von Guise und dem Cardinal von Lothringen in ihrem Cabinet mit Berathungen beschäftigt, denn sie waren begierig, ihr jede Belehrung über die europäische Politik, über den Zustand des schottischen Reichs und ganz besonders über die feindselige Gesinnung zu

ertheilen, welche England ungeachtet verschiedener in der letzten Zeit angestellten Bemühungen, die englische Königin zu versöhnen, gegen sie kund gab.

* *
*

Unter den zahllosen Gunstbezeugungen, womit mich die Königin gleich nach der Feier ihrer Vermählung überhäufte, war auch die, daß sie mir in dem für sie bestimmten Theile des Louvre vier Zimmer anweisen ließ. Der Haupteingang stand mit der kleineren Gallerie in Verbindung, doch war noch ein andres Portal am äußersten Ende der Zimmerreihe, welches durch eine mit Gittern versehene Veranda führte, die eine herrliche Aussicht über den Schloßgarten gewährte. Diese Zimmer hatten einen unendlichen Reiz für mich, denn wenn gleich der Anfang des Sommers ungünstig erschien, so war doch von hieraus Alles für mich zugänglich, was die Natur darbot, um den Geist zu trösten. Zwei meiner häufigen Gäste waren die Herren du Bellay und Maison Fleur, mit welchen ich hier einige höchst ergötzliche Abende in Unterredungen über Literatur und Kunst zubrachte.

Bei einer Gelegenheit erzählte mir du Bellay, der selber sehr heiter und scherzhaft war, mehrere Anekdoten von dem berühmten Doctor Rabelais von Meu-

don und fragte, ob es mir angenehm sein würde, die Bekanntschaft eines so seltsamen Wesens zu machen? Ich nahm das Anerbieten freudig an, und mein Freund, der den satirischen Priester häufig besucht hatte, bestimmte den folgenden Tag zu einem Ausfluge nach dem Wohnorte des berühmten Rabelais.

Der Ruf, den die Person erlangt hat, die wir zu besuchen im Begriff waren, veranlaßte mich während unserer Reise nach Meudon, alle möglichen Fragen über ihn an meinen Freund du Bellay zu richten, dessen heitere Gemüthsart und genaue Bekanntschaft mit allen früheren Seltsamkeiten des Doctors unterwegs eine unerschöpfliche Fundgrube der Unterhaltung gewährte. Er erzählte mir, beim Beginn seiner geistlichen Laufbahn, als Rabelais Noviz in einem Kloster gewesen, habe er es bei der Feier eines von der Brüderschaft besonders gefeierten Festes, bei welcher Gelegenheit alle Lampen und Kerzen in der Kapelle angezündet wurden, für gut gehalten, den Augenblick gerade vor Beginn des Gottesdienstes, wo jeder von der Brüderschaft vorgeschriebene Gebete in seiner eig en Zelle verrichtete, zu benutzen, alle Lichter in der Kirche, mit Ausnahme derjenigen, die vor den Bildern der beiden mit dem Erlöser gekreuzigten Diebe brannten, auszulöschen.

Gewöhnlich fand sich zu diesem Feste eine große Zuhörerschaft ein, und es würde unmöglich sein, die allgemeine Bestürzung des Volks und der Brüderschaft

zu schildern, als sie, anstatt beim Eintritt in ihren Tempel von einem hellen Lichtglanze umgeben zu sein, das Innere fast ganz dunkel fanden. Natürlich wurde jedes Mittel angewendet, den Delinquenten zu entdecken, und die Folge war, daß Rabelais des Verbrechens überführt und in Folge dessen verurtheilt wurde, von jedem Mitgliede der Brüderschaft einen Streich auf dem bloßen Rücken zu empfangen und dann auf einen Monat bei Wasser und Brod eingesperrt zu werden. Die Züchtigung, wenngleich hart, ertrug er mit seiner gewohnten Fassung und während seiner Gefangenschaft bei Brod und Wasser bestand seine beständige Beschäftigung darin, bittere Sarkasmen in hebräischer, griechischer, lateinischer, sowie in verschiedenen neueren Sprachen zu verfassen und sie durch die Thür seines Gefüngnisses zum großen Schrecken der Brüderschaft zu brüllen, welche so die Gelegenheit hatten, ihre geheimen Laster in deutlicher Sprache ausgedrückt zu hören und die ganze Marktschreierei ihres Instituts offen dargelegt zu sehen. Als seine Büßung zu Ende war, blieb er natürlich keine vier und zwanzig Stunden länger im Kloster, denn die Mönche waren, wenn gleich noch erfreuter, eines so lästigen Gastes los zu werden, als Rabelais, die Freiheit wieder zu erhalten. Da er in Folge seiner tiefen und außerordentlichen Gelehrsamkeit bald einen Posten als Sekretair eines geistlichen Würden-

trägers vom höchsten Range erhielt, so befand er sich bald mit seinem Patron auf dem Wege nach Rom, in welcher Stadt seine unbeherrschbare Neigung zur Satire ihn veranlaßte, seine Wunderlichkeiten von Neuem zu beginnen, und er begann damit, Seine Heiligkeit wegen des Küssens des heiligen Pantoffels mit einigen Bemerkungen anzugreifen, die so grob und beleidigend waren, daß der Papst in solche Wuth gerieth, daß nicht zu bezweifeln ist, sein Spott würde ihm den Tod zugezogen haben, wäre er nicht durch den Beistand seines Patrons insgeheim aus der Stadt entfernt worden.

Rabelais ist wegen seines scharfen Witzes, seiner beißenden Satire und seiner Liebe zu Possen häufig mit dem älteren Brutus verglichen worden, der sich wahnwitzig stellte; denn es kann kein Zweifel sein, daß der Pfarrer von Meudon mehr Wunderlichkeit affectirt, als ihm natürlich ist, um seiner sarkastischen Laune freieren Spielraum zu gewähren. Nichts kann seiner Geißel entgehen — selbst nicht die Kirche, deren Priester er ist; denn es muß Jedermann einleuchten, daß er in seinem unerklärlichen Roman Gargantua und Pantagruel nur einen Umweg macht, um seine Verachtung gegen die Religion und ihre Diener auszudrücken. Es ist unmöglich, nicht auf einen Blick die unschicklichen Anspielungen des Schriftstellers auf die am meisten geheiligten Stellen der heiligen Schrift

und die göttlichen Geheimnisse des Christenthums zu erkennen. Da aber Nichts deutlicher den Geist eines Menschen unter gewöhnlichen Umständen zu erkennen giebt, als seine Privatunterhaltung, so will ich jetzt einen Theil derjenigen mittheilen, die bei unserm Besuche geführt wurde.

Nachdem ich von Herrn du Bellay in gehöriger Form vorgestellt und meine Stellung als Agent des heiligen Stuhls klar gemacht worden war, wendete sich der Doctor lächelnd zu seinen alten Bekannten und sagte:

„Wir müssen vorsichtig in unsern Reden sein, sonst könnte die Kanone des Vatican unser demüthiges Pfarrhaus zu Meudon zertrümmern. Doch es thut Nichts, Signor, obgleich Ihr ein päpstlicher Botschafter seid und Euch natürlich verbunden haltet, alte Vorurtheile zu unterstützen, so werde ich mich doch nicht fürchten, meine Ansichten auszusprechen, von welcher Art sie auch sein mögen. All Euer Zorn kann den Fortschritt des Geistes nicht hemmen. Ohne Zweifel betrachtet Ihr das alte Testament als ein aus der Inspiration des heiligen Geistes hervorgegangenes Werk. Nun aber ist meine Meinung und vieler der gelehrtesten Männer, daß es nie eine solche Person wie Euren gerühmten Moses gegeben hat, daß seine Lebensgeschichte von der Wiege bis zum Grabe eine bloße Fabel und Nichts weiter, als die Wiederholung

einer alten arabischen Geschichte ist, die den Griechen überliefert und später von den Hebräern angenommen worden ist. Nach den Arabern wurde Bacchus aus dem Wasser errettet, er ging trocknen Fußes durch das rothe Meer, eine Feuersäule führte seine Armee; er schrieb seine Gesetze auf zwei steinerne Tafeln und Lichtstrahlen gingen von seiner Stirn aus. So auffallende Aehnlichkeiten führen mich zu der Vermuthung, daß die Juden einen erdichteten Moses die Attribute des guten alten arabischen Bacchus beilegten."

„Konnten nicht Griechen und Araber ihre Ueberlieferungen von den Juden erborgen, und entstellen, was sie gestohlen?" bemerkte ich.

„Nein," antwortete er, „die Schriften der Griechen wurden frei durch Asien verbreitet, während die der Juden sorgfältig vor den Augen aller Nationen verborgen gehalten wurden. Ist es ferner nicht wahrscheinlich, daß die Verwandlung von Lot's Weib in eine Salzsäule von der Fabel des Orpheus und der Euridice entlehnt worden, daß Simson der phönizische Herkules ist und daß das Opfer der Tochter Jephta's der Opferung der Iphigenia nachgeahmt ist?"

Rabelais schwieg, als erwarte er eine Antwort von mir; aber obgleich die Antwort sehr einfach war, daß die Literatur der Hebräer ohne Zweifel viel älter sei, als die ersten Ueberlieferungen der Griechen, und wenn daher ein Volk von dem andern borgte, es das

letztere gewesen sein müsse, so lag doch etwas so Unterhaltendes in seinen kühnen Behauptungen, daß ich es vorzog, ihm zuzuhören, und er fuhr demnach fort:

„Die ursprünglichen Aegypter waren berüchtigte Diebe, und Diodor erzählt uns, ein äthiopischer Eroberer habe sein Gebiet von solchem Raubgesindel befreien wollen und die Missethäter in die Wüsten des Sinai und Horeb verbannt, nachdem man ihnen vorher die Hälfte ihrer Nasen abgeschnitten, um so erkannt zu werden und das ägyptische Gebiet nicht mehr durch ihre Plünderungen unsicher zu machen. Ferner sagt Diodor, daß das Land, wohin sie verbannt wurden, nicht die Mittel besaß, ihnen Lebensunterhalt zu gewähren, was allerdings mit dem Distrikt von Pharan bis Eber der Fall ist. Die Unglücklichen, die ihre Nasen verloren hatten, waren daher nur im Stande, sich stehendes und halb faules Wasser aus den Cisternen in der Wüste zu verschaffen, und der Erfolg dieses vortrefflichen Getränks war Scorbut und Aussatz. Dennoch fanden sie Netze, wie Diodor sagt, und fingen Wachteln, wovon sie lebten, denn zur Bestätigung dieser Angabe dient es, daß unzählige Schaaren von diesen Vögeln über das rothe Meer fliegen und sich in der Wüste zeigen. So weit ist Nichts vorhanden, was Euer religiöses Gefühl empören könnte. Ich will indessen jetzt weiter gehen

und untersuchen, ob nicht dieser Stamm mit den abgeschnittenen Nasen die Stammväter des jüdischen Geschlechts waren, deren Kinder unter Plünderung und Raub aufgewachsen, langsam ihren Weg nach Palästina fanden, wovon sie einen Theil eroberten. Ich weiß sehr wohl, daß die Juden sich eine ganz verschiedene Abstammung anmaßen, indem sie behaupten, daß die Chaldäer vermöge des Geschlechtsregisters Abraham's ihre Vorfahren waren. Aber das zweite Buch Moses giebt deutlich an, daß sie, ehe sie die Wüste bewohnten, die Aegypter ihrer Kleider, ihres Goldes und Silbers, ihrer Hausgeräthe u. s. w. beraubten und daß ihre Nahrung in der Wüste vorzüglich in Wachteln bestand. Dies stimmt vollkommen mit dem Berichte der alten Heiden von den Einwohnern Aegyptens überein.“

„Daher kam ich auf die Vermuthung, daß die Israeliten nichts Andres waren, als die Nachkommen jener Diebe, die von den Monarchen Actisan aus ihrem ursprünglichen Wohnorte vertrieben wurden. Man sagt, eine solche Annahme sei nicht zulässig, weil im zweiten Buch Moses zwar zugegeben werde, daß sie den Aegyptern ihre Reichthümer gestohlen, daß sie aber nicht deshalb vertrieben wurden. Aus dem achtzigsten Psalm kann man Nichts, weder für noch gegen die Juden, entnehmen, da nur einfach darin erwähnt wird, daß sie aus Aegypten gekommen. Ueber-

dies können die Bibelgläubigen anführen, daß die Berichte des Herodot, Diodor, Manetho und Eratosthenes über die Israeliten den in ihrer eigenen Geschichte enthaltenen Behauptungen nachstehen müssen, und Einige werden kein Bedenken tragen, zu sagen, daß, wenn diese Wahrheiten von so hoher Beschaffenheit sind, um unsern Verstand zu verwirren, wir daraus schließen können, daß ihr Ursprung göttlich ist, und daß wir sie um so mehr achten müssen, je weniger wir sie verstehen. Indessen rede ich nur von gelehrten Schriftstellern, die auf die scharfsinnige Vermuthung gekommen sind, daß jene vertriebenen Räuber eben diese Juden waren, die in der Wüste umherwanderten, weil die Stelle, wo sie sich eine Zeit lang aufhielten, Rhinocolure — d. h. das Nasenabschneiden — benannt wurde, und welche Gegend in der Nähe des Berges Karmel, der Wüsten Sur, Etham, Sin, Horeb u. s. w. liegt. Um diese Vermuthung aufrecht zu erhalten, wird ferner angegeben, daß die Juden keine regelmäßige Form der Gottesverehrung hatten, was vollkommen mit ihren räuberischen Beschäftigungen übereinstimmte, und welcher Zustand des religiösen Glaubens von zahlreichen Schriftstellern bestätigt wird. So z. B. heirathete Moses die Tochter eines midianitischen Priesters Namens Jethro; doch finden wir nicht, daß die Midianiten dieselbe Gottheit anerkannten, welche später dem Moses in dem

brennenden Busch in der Nähe des Berges Horeb erschien. Auch behauptet der heilige Stephan, der erste christliche Märtyrer, im siebenten Kapitel der Apostelgeschichte, daß die Juden, als sie in der Wüste gewohnt, das Heer des Himmels, d. h. die Gestirne verehrt und daß sie die Hütte Moloch's und das Gestirn des Gottes Remphan mit sich geführt, um sie anzubeten. Aus allen diesen Beweisen schließe ich, daß die Juden bis nach ihrer Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft keine bestimmte Religion hatten. Die Beweise sind in der That so stark, daß ich nicht umhin kann, zu glauben, daß diese gefangenen Juden, die so lange jeder bestimmten Religion entbehrten, die Abkömmlinge einer Räuberbande ohne Gesetze oder Moralität waren. Diese Vermuthung wird um so wahrscheinlicher, wenn wir uns erinnern, daß die Zeit, wo die Könige von Aethiopien und Aegypten eine Räuberschaar in die Wüste verbannten, nachdem sie sie verstümmelt, gerade mit der in der Bibel angegebenen übereinstimmt, wo die Israeliten unter Moses entflohen. Josephus behauptet auch, daß Moses gegen die Aethiopier Krieg führte. Was der Geschichtsschreiber Krieg nennt, mochten wahrscheinlich die Aegypter als einen Raubzug ansehen. Auf jeden Fall, glaube ich, werdet Ihr mit mir in der Annahme übereinstimmen, daß die Israeliten, als sie Aegypten verließen, ihren Herren Gold und Sil-

ber, Gefäße, Kleider u. s. w. raubten, und daß der einzige Unterschied zwischen ihren Verbrechen und dem des gemeinen Diebes unserer Zeit darin besteht, daß sie behaupten, diese Plünderung auf Gottes Befehl vollführt zu haben. Aber es giebt keinen gemeinen Taschendieb, der nicht einen eben so einleuchtenden Grund anführen könnte. In welchem Lande der Welt würde ein so freches Vergehen ungestraft bleiben?"

Ich konnte nicht umhin, dem würdigen Doctor zu erwidern, er habe nicht in Betracht gezogen, daß die Aegypter seit vier Jahrhunderten die Juden unterdrückt und ausgeplündert und ihre Arbeit ohne Bezahlung zu ihren eigenen Zwecken angewendet. Ich führte auch an, daß sich in dem mosaischen Berichte so viel Aufrichtigkeit und Wahrheit zu erkennen gebe, die mir von großem Gewicht zu sein scheine.

Aber der Priester von Meudon lachte nur über meine Fähigkeit, Kameele zu verschlucken, wie er es nannte.

„Wenn Ihr dies Alles glaubt," sagte er, „so hoffe ich, glaubt Ihr auch Alles, was von eben so glaubwürdigen Schriftstellern, wie Moses, von der großen Stadt Theben geschrieben wurde — von den hundert Thoren, aus jedem von welchen, wie uns ernsthaft versichert wird, zehntausend Krieger und zweihundert gerüstete Streitwagen auszogen, was für eine einzige Stadt eine Million Soldaten machte, ohne

die Wagenführer und die Krieger auf jedem Wagen zu rechnen, die, wenn man nur zwei Männer für jeden Wagen annimmt, auch noch eine Summe von vierzigtausend Seelen liefern. Um ein solches Wunder zu vollführen, muß Theben fünf bis sechs Millionen Menschen enthalten haben und heutiges Tages hat ganz Aegypten keine drei Millionen Einwohner. Ja, Diodor von Sicilien gab, als er seine Geschichte schrieb, die Bewohner auch nicht zahlreicher an, was für die Erzählungen seiner Vorgänger ein Todesstoß war. Wer kann die Fabel von Sesostris glauben, der an der Spitze von sechshundert tausend Kriegern und sieben und zwanzig tausend Streitwagen aus Aegypten abmarschirte, oder die Art und Weise, wie diese Eroberung des Weltalls vorbereitet wurde? In Folge eines Traumes beschloß der Vater dieses Fürsten, daß sein Sohn diesen Feldzug ausführen solle; denn Träume waren damals deutliche Winke des Himmels und die Quellen aller großen Unternehmungen. Der Vater des Monarchen, dessen Name, beiläufig gesagt, nicht auf die Nachwelt gekommen ist, erließ ein Edikt, daß jedes männliche Kind in seiner Herrschaft, welches mit seinem Sohne an demselben Tage geboren worden, bei der Unterjochung der Welt mitwirken solle, und um sie zu Helden heranzubilden, gestattete er ihnen, nicht eher ihr Frühstück zu essen, als bis sie, ohne sich auszuruhen, hundert und achtzig Stadien

laufend zurückgelegt, was auf einem sumpfigen Boden, wo man bei jedem Schritte einen Fuß tief einsinkt, keine üble Probe sein würde. Schriftsteller, die sich über diesen Gegenstand verbreitet, haben klüglich die großen und die kleinen Stadien berechnet und entschieden, daß diese Kinder vor ihrem Frühstück nur vier Wegstunden gelaufen."

Auf diese Weise fuhr er noch eine Zeit lang fort, jede Angabe von heiligen oder Profanscribenten, die im geringsten nach Uebertreibung schmeckte, ohne Gnade anzugreifen. Ich ließ ihn fortfahren, ohne viele Entgegnungen zu machen; denn um die Wahrheit zu sagen, machte ich den guten Priester nur meinen Besuch, um meinen Geist von Gegenständen abzulenken, deren Betrachtung für mich von keinem Nutzen sein konnte. Er entsprach für jetzt seinem Zwecke, und als wir zurückkehrten, belustigte sich du Bellay auf meine Kosten und machte die Bemerkung, die von dem Geistlichen angeführten Gründe müßten sehr erbaulich für einen päpstlichen Botschafter und einen Mann von so orthodoxen Ansichten, wie die meinen, gewesen sein.

---

## Zehntes Kapitel.

Endlich brach der unheilvolle Morgen des 26. Julius an, der Zeuge der Abreise meiner angebeteten Herrin sein sollte. Welchen Schmerz empfand ich, als ich das Licht desselben sah und nochmals meine päpstlichen Instruktionen anblickte, die mir ausdrücklich anbefahlen, wenigstens noch einige Monate in Paris zu bleiben. Ohne einen solchen Befehl von denen, welchen zu gehorchen ich mich verbindlich gemacht hatte, hätten mich alle Reichthümer der Welt nicht bewegen können, mich von der untröstlichen Königin zu trennen.

Es war keine günstige Veränderung im Wetter eingetreten. Dieselben schneidenden Winde fuhren zu blasen fort, auch war kein einziger sonniger Strahl zu bemerken. Die Natur schien zu trauern und Schwermuth war über die ganze Stadt verbreitet.

Viele Tage waren bereits vergangen, seit ich die Königin von meiner Unterredung mit dem maskirten Fremden in Kenntniß gesetzt hatte, und noch hatte sie bis zu dem Morgen keine Sylbe über den Gegenstand geäußert. Eine Stunde vor der Abreise des Reiterzuges kam indessen ein Page zu mir und sagte, seine königliche Gebieterin wünsche insgeheim einige Worte mit mir zu reden. Ich begab mich daher hastig in das Cabinet der Königin, die ich meiner wartend fand.

Mit jenem wohlwollenden Lächeln, welches ich mit so hohem Entzücken zu betrachten pflegte, begrüßte sie mich und sagte:

„Obgleich Eure Zunge stumm gewesen ist, Signor Rizzio, so ist doch unser Geist thätig beschäftigt gewesen, für Eure Sicherheit zu sorgen. Es sind Maßregeln getroffen worden, die Euch außer aller Gefahr setzen und Euer Leben und Glück unter den Schutz derjenigen stellen, die im Stande sind, dafür zu sorgen. Soviel kann ich Euch versichern, daß Schottland mich nicht zurückkehren sehen würde, so lange ein Zweifel wegen Eurer Sicherheit in meinem Geiste zurückbliebe.“

Dann fuhr sie mit leiserer Stimme und in zutraulicherem Tone fort:

„Ihr habt mir das Leben gerettet, Rizzio, und diese Schuld ist nicht leicht abzutragen; auch soll nicht

gesagt werden, daß Maria Stuart ihren Namen durch Undankbarkeit gebrandmarkt. Nehmt dies als ein kleines Andenken beim Scheiden an."

Hierauf zog sie einen Brillantring vom Finger und gab ihn mir in die Hand. Maria schloß mit der Versicherung, daß sie, wenn irgend eine Veränderung eintreten und ich im Stande sein sollte, zu ihr nach Schottland zu kommen, zu allen Zeiten bereit sein werde mich wieder in der Eigenschaft ihres Privatsekretairs anzustellen, da meine Treue jede Prüfung bestanden habe. Dann reichte sie mir die Hand, die ich, mich auf ein Knie niederlassend, ehrerbietigst küßte, und mich mit Thränen in den Augen verneigend verließ ich die Königin, um ihre Reise bis zur Seeküste anzutreten. Als Maria mit ihrem Gefolge zur Barriere zog, zeigten die Straßen, durch die sie kam, nur ein einziges einförmiges Bild des Kummers und der Niedergeschlagenheit. Es war freilich eine große Menge versammelt, um sie abreisen zu sehen; aber Kummer zeigte sich auf allen Gesichtern. Ein Lächeln erzwingend, winkte Maria von Zeit zu Zeit der versammelten Menge aus ihrer Sänfte zu, worauf sie mit Segenswünschen überschüttet wurde und so ging der Zug weiter. Er enthielt zahlreiche Wagen; denn in der Begleitung der Königin befanden sich der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen, Herr von Nemours, Frau von Guise und

ein langer Zug von französischen Hofdamen, die der Königin, so lange sie auf französischem Boden verweilte, ihre Liebe zu erkennen zu geben wünschten.

Als sie in der Hafenstadt ankamen, fand man zwei Fahrzeuge für die Königin und ihr Gefolge bereit. Das eine commandirte Herr von Merillon und das andere der Kapitain Albizzi. Zwei andere kleinere Schiffe transportirten ihre Effekten. Nachdem sie sechs Tage in Calais geblieben war, kam die Zeit der Abfahrt, und nachdem Maria mit von unaufhörlichem Schluchzen unterbrochener Stimme Allen, die sie begleitet hatten, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, Lebewohl gesagt hatte, riß sie sich von ihnen los. Die am besten bemannte Barke, nämlich die, welche Herr von Merillon commandirte, wurde natürlich zur Ueberfahrt der Königin in ihr Vaterland erwählt und sie ging mit fast gebrochenem Herzen an Bord desselben.

Wie man leicht denken kann, war jeder Umstand ihrer Reise von lebhaftem Interesse für mich; und da ich, wie ich ohne Eitelkeit sagen zu können glaube, bei allen Mitgliedern ihres Haushalts sehr beliebt bin, so habe ich in manchem Briefe Berichte erhalten, welche wiederholt zu lesen seit einigen Wochen mein einziger Trost gewesen ist.

Maria schien, als sie an Bord kam, ermüdet und erschöpft; aber sie wollte keine Erfrischung zu

sich nehmen, und als man sie bat, in die Kajüte hinunterzugehen, verweigerte sie es. Es wurde indeß ein Zelt auf dem Verdeck aufgeschlagen und ein Divan darunter gestellt, worauf sie sich bei anbrechender Nacht niederlegte, um ein wenig auszuruhen. Sie befahl dem Steuermann, sie ohne Furcht bei Tagesanbruch zu wecken, wenn die französische Küste dann noch zu sehen sei. Hierin begünstigte das unbeständige Glück ihre Wünsche, denn der Wind legte sich und vor Anbruch des Morgens waren die Seeleute genöthigt, ihre Ruder anzuwenden, so daß man nicht viel weiter kam und die französische Küste noch sichtbar war. In Uebereinstimmung mit ihrem Befehl weckte der Kapitain die Königin und sich sogleich aufrecht setzend, blickte sie das Land an, so lange der letzte blaue Punkt sichtbar blieb. Endlich aber wurde der Wind günstig und als der letzte Schimmer des Landes verschwand, rief Maria: „Lebe wohl, Frankreich! Lebe wohl Frankreich! ich werde Dich nie wiedersehen."

Dieser Bericht wurde mir von mehreren Augenzeugen ertheilt; aber es lag etwas viel Rührenderes in der einfachen aber schwermüthigen Beschreibung Margaretha's, der vertrauten Dienerin der Königin Maria, die mir Folgendes schrieb. Da das Wetter sobald wir den Hafen verlassen hatten, ungünstig wurde, so versuchte man die Königin zu bewegen, in

die Kajüte zu gehen; aber es half Nichts. Ihren Ellenbogen auf ihr Knie gestützt und ihre mit Thränen benetzte Wange auf ihrer Handfläche ruhend, blieb sie sitzen und blickte fortwährend jene Küste an, welche der Himmel in seiner Gnade sie wiedersehen lassen möge! Als endlich das Wetter trübe wurde und die Kirchthürme der Stadt aus ihren Augen verschwanden, rief sie ihre Kammerfrau, befahl ihr Schreibtafel und Bleistift zu bringen und schrieb, nachdem sie einige Secunden ihre Augen bedeckt hatte, aus welchen noch immer Thränen strömten, einige Zeilen, welche abzuschreiben und mir zu übersenden das Mädchen später die Erlaubniß erhielt. Es waren folgende:

Adieu, plaisant pays de France,
O! ma patrie,
La plus chérie,
Qui a nourri ma jeune enfance:
Adieu France — adieu mes beaux jours!
La nef qui disjoint nos amours
N'a eu de moi que la moitié,
Une part te reste, elle est la tienne,
Je la fie à ton amitié
Pour que de l'autre il te sourienne.

O schönes Frankreich, lebe wohl,
O Vaterland,
Geliebtes Land,
Du meines Jugendtraumes Idol:

Frankreich, ade — ade, ihr schönen Tage:
Das Schiff, dem ich mich zu vertrauen wage,
Empfängt die Hälfte nur von mir,
Ein Theil bleibt hier zurück, ich laß ihn dir,
Ich will ihn deiner Freundschaft übergeben,
Daß er, bin ich gleich fern, bei dir mög' leben.

Margaretha, welche Befehl hatte, in der Nähe der Person der Königin zu bleiben, hatte nur zu häufig Gelegenheit, die schmerzlichen Wirkungen des Kummers zu beobachten, die während des ersten Theils der Nacht fortdauerten; denn als das gute Mädchen zu ihren Füßen lag, konnte sie häufig das Schluchzen hören, welches ihr zeigte, daß ihre theure Gebieterin ihre schönen Augen noch nicht geschlossen habe.

Obgleich es in der Mitte des August war, konnte man wohl erwarten, daß die warmen Strahlen der Sonne sie auf ihrer Reise begleiten würden; aber im Gegentheil schienen die Elemente nur in zu schmerzlicher Harmonie mit dem kummervollen Zustande des Geistes der Königin zu stehen. Während des ganzen nächsten Tages erfolgten heftige Windstöße und die Segel schlugen hin und her so wie der Wind wechselte. Alles schien für Maria mit ihrem eigenen Geschick in Verbindung zu stehen und einen Vergleich damit zuzulassen, und ihr Mädchen schrieb mir, einmal habe sie ihre Augen auf die flatternden Segel gerichtet und geflüstert:

„O Wind, Wind, du unbeständiger und unbegreiflicher Bote, der du von Ort zu Ort gehst und mit Gedankenschnelle zu den vier Himmelsgegenden hineilst — muß mein Schicksal gleich jenen Segeln jedem veränderlichen Windstoße unterworfen sein? — Muß ich, einst für die beneidenswerthe Beherrscherin von drei Königreichen gehalten, der Willkür von tausend widerwärtigen Geschicken ausgesetzt und den winterlichen Stürmen der Welt preisgegeben sein? Wie rasch war der Uebergang von den friedlichen Mädchenjahren zu der glücklichen Ehe und dann zum kummervollen Wittwenstande! O Franz, Franz! mein Herr und Gemahl, ich stelle mir Deine Schönheit und Vortrefflichkeit vor, bis meine thörichte Phantasie, von der glücklichen Erscheinung bezaubert, die finstere Wirklichkeit kaum glauben will. Bist Du — bist Du wirklich dahin? Ach! ach! das grimmige Bild des Todes flattert an mir vorüber und der Windhauch scheint die Worte zu mir herüberzutragen: „„Verloren auf immer!“ “

Hierauf erfolgte, wie Margaretha mir meldete, eine längere Pause, und als der Regen jetzt heftiger wurde, wagte sie wieder, die Königin zu bitten, einen geschützteren Ort aufzusuchen.

„Gutes Mädchen,“ sagte Maria, „ich danke Dir für Deine Sorgfalt; aber weder der rauhe Wind, noch der kalte Regen machen Eindruck auf mich. Hier

ist ein anderer Sturm," fügte die Königin ihre Hand aufs Herz legend hinzu, „der alles Uebrige ausschließt, und ihn kann Nichts besänftigen — vor ihm würde ich vergebens Zuflucht suchen. Ein trauriges Vorgefühl bemächtigt sich meiner, daß der letzte Strahl der Freude auf immer umwölkt ist, und daß die goldene Frucht des Glücks in dem kurzen Zeitraum von achtzehn Sommern abgeblüht, gereift und verwelkt ist und Nichts übrig geblieben, als dürre Blätter, kahle Zweige, erstarrender Frost und Winterschnee!"

Dann erhob sie sich mit unaussprechlicher Lieblichkeit, die wie ein Strahl der Aprilsonne durch die dunklen Regenwolken erschien, legte ihre Hand auf Margaretha's Schulter und fügte hinzu:

„Sehr wohl kenne ich die Milde Deiner Gemüthsart, mein gutes Mädchen, und weiß, daß Du für Deine trostlose Herrin fühlst. Ich will Deinen Rath nicht verachten und mich nicht undankbar zeigen für Deine Sorge. Geh voran, Margaretha, denn die Küste Frankreichs ist nicht mehr sichtbar. Ich habe den letzten matten blauen Streif beobachtet, bis er in Nichts verschwand; und von dem Augenblick an ist Alles öde; es giebt keinen willkommenen Anblick für die unglückliche Maria!"

Was ein Uebel zu verheißen scheint, ist nicht selten ein Vorbote des Guten. Das Wetter wurde nach und nach immer schlimmer und am zweiten Tage

erblickte man seewärts zwei Fahrzeuge, welche bemüht waren, die Barke einzuholen, welche die Perle Schottland's zu ihrem Geburtslande trug. In kurzer Zeit erkannte man an den verfolgenden Schiffen die englische Flagge, und dieser Umstand erregte große Unruhe in der Brust der Edelleute und Ritter, die man bestimmt hatte, die Königin Maria zu begleiten. Es wurden sogleich Befehle ertheilt, mit allen Segeln zu fahren, um den Verfolgern zu entgehen, da die Machinationen Elisabeths und das Thun und Treiben der Spione des Sekretairs Cecil in Paris den Anhängern der schottischen Königin längst bekannt gewesen. Ungeachtet aller Anstrengungen aber kamen die englischen Fahrzeuge der Barke der Königin immer näher, und wäre nicht die Nacht angebrochen, so hätten sie sie einholen müssen, obgleich das häufige Wechseln des Windes dem leichteren französischen Schiffe große Vortheile verlieh. Das Glück war in diesem Falle nicht nur günstig, sondern auf den Wind und Regen folgte am nächsten Morgen ein dichter Nebel, so daß die englischen Schiffe, wenn gleich viel näher, nur in geringen Entfernungen zu bemerken waren. Am folgenden Abend wurde der Nebel immer dichter und verschwand nicht eher, als bis Maria sicher im Hafen von Leith angekommen war. Ihr Empfang war kalt und finster. Obgleich ihre Ankunft längst bekannt war, schien jeder davon überrascht zu sein

und es waren wenig Freudenbezeugungen unter dem Volke zu bemerken — eine üble Vorbedeutung von dem wilden und unbeherrschbaren Geiste ihrer bigotten und fanatischen Unterthanen.

Obgleich Maria's Beschützer nur Vermuthungen und Befürchtungen hegen konnten und keinen bestimmten Beweis von einer feindseligen Absicht gegen ihre königliche Schutzbefohlene hatten, so wurde doch große Sorge getragen, ihre Absicht zu verbergen, nach Schottland zurückzukehren, bis sie wirklich abzusegeln im Begriff war, und dann schickte man ein kleines Fahrzeug mit der Nachricht ab. Nicht lange nach ihrer Landung an der schottischen Küste kamen Briefe aus Frankreich an, die deutliche Beweise enthielten, daß Mitglieder des Rathes der Regentschaft den Spionen des Sekretair Cecil einen ausführlichen Bericht über die beabsichtigte Abreise der Königin nach Schottland mitgetheilt hatten, wodurch Elisabeth in den Stand gesetzt wurde, Schiffe auszusenden, um sie unterwegs gefangen zu nehmen.

Als sie sicher in Leith gelandet war, brachte man einen ziemlich guten Zelter für die Königin, um darauf zu reiten; aber für ihre Hofdamen und die sie begleitenden Cavaliere konnte man nur die schlechtesten Miethspferde erhalten, die überdies mit sehr schlechten Sätteln und Zäumen versehen waren. Als Maria diesen kläglichen Aufzug erblickte, brach sie in

Thränen aus und dachte ohne Zweifel an den großen Unterschied zwischen ihrer gegenwärtigen Lage und den prächtigen Beförderungsmitteln, die in Frankreich immer für sie bereit gewesen. Die Kälte des Volks war schon übel genug, aber ihre Art sich zu freuen noch ärger, und während der ganzen Nacht, die sie in einem Kloster zubrachte, dessen Namen ich nicht weiß, wurde ihre Ruhe dadurch gestört, daß sich fünf bis sechshundert Menschen von dem niedrigsten Pöbel der Stadt unter ihren Fenstern versammelten und zu ihren dreisaitigen Geigen, die unerträgliche Mißtöne hervorbrachten, protestantische Psalmen sangen. Solche Musik und solche Ruhe fand Maria in der ersten Nacht, die sie in ihrem Reiche zubrachte.

Am Morgen erhielt die Königin die Nachricht, daß ihr Kaplan nur mit Mühe der Ermordung entgangen sei, indem er entflohen und sich in seinem Schlafzimmer eingeschlossen. Als die Königin von einem ihrer Untergebenen von dieser ihr angethanen Beleidigung hörte, wurde sie traurig und verstimmt und sagte zu ihrer Umgebung:

„Welch eine Probe von dem Gehorsam und Respect meiner Unterthanen ist dies! Ich weiß nicht, wie es enden wird; aber ich habe keine guten Ahnungen.“

Am nächsten Morgen aber veränderte sich die Scene. Maria's Ankunft war bald bekannt geworden

und am folgenden Tage war eine reguläre Leibgarde bereit und es erschien ein langer Zug vom Adel, von der Bürgerschaft und der Obrigkeit, um der Königin ihre Huldigung darzubringen. Die Einwohner der Stadt zeigten nicht weniger Heiterkeit, denn der Mayor hatte die verschiedenen Korporationen zusammenberufen und ihnen befohlen, die Königin in ihren Staatsgewändern zu empfangen, wenn sie durch die Stadt ziehe. Mit einem Wort, es geschah Alles, was man nur thun konnte, um ihr Respect zu beweisen, und um diesem Tage einen günstigeren Anblick zu gewähren, brach die Sonne zum erstenmal seit mehreren Wochen in ihrem Glanze hervor.

---

## Elftes Kapitel.

Als die Tage nach der Abreise der Königin vergingen, sah ich natürlich mit Erwartung der Nacht entgegen, die mir einen neuen Besuch von dem maskirten Fremden bringen sollte. Ich hegte großes Vertrauen zu Maria Stuart's Worten; aber welche Sorgfalt sie auch angewendet, konnte sie doch die Umstände nicht beherrschen, und nachdem ich ruhig jeden Punkt abgewogen, beschloß ich, wenn man mir nach dem Leben trachten sollte, es so theuer wie möglich zu verkaufen. Ich beschloß ferner, mich jeden Abend, wenn ich zu Hause bleibe, so glänzend wie möglich zu kleiden, obgleich ich sonst immer, mit Ausnahme der Festlichkeiten bei Hofe, in den einfachsten Kleidern erscheine. Ich bewaffnete mich auch jeden Abend mit einem langen spanischen Degen und einem Dolche, die wohl so leicht Niemand besser an=

zuwenden versteht, als ich. Außerdem führte ich dann immer zwei italienische Stilette in meinem Gürtel. Als der Tag verging und Niemand erschien, empfand ich weniger Unruhe über den Gegenstand, hielt mich aber immer bereit, und als ich eines Abends nichts Passenderes zu thun wußte, um mir die Zeit zu vertreiben, beschloß ich Alles aufzuzeichnen, was ich so häufig über den Herzog von Guise, dem ältesten Oheim Maria's gehört hatte, nachdem ich schon früher eine kurze Geschichte seines Bruders, des Cardinals von Lothringen mitgetheilt. Ich will jetzt folgenden Auszug aus jenen Aufzeichnungen mittheilen.

Franz von Lothringen, Herzog von Guise, ist der älteste Sohn des Claudius, ersten Herzogs dieses Namens. Seit seiner frühesten Jugend hatte er einen solchen Durst nach Ruhm, eine solche Unerschrockenheit des Charakters und große Kälte in Augenblicken drohender Gefahr gezeigt, daß man ihm schon in seiner Jugend prophezeihte, er würde in seinem Mannesalter als ein berühmter Krieger glänzen. Die Sorgfalt, die er beständig anwendete, Männer von Talent durch Freigebigkeit an seine Person zu fesseln, seine Liberalität gegen das Militair, seine Leutseligkeit gegen die Offiziere jedes Ranges, vereint mit einem höchst majestätischen Wesen und einem schönen und einnehmenden Gesichte, sicherten ihm die Liebe und Bewunderung der Armee und des Hofes. In

seinem früheren Leben hatte er Gelegenheit, sich mehr als Politiker, denn als Krieger auszuzeichnen, und er erreichte das Alter von drei und dreißig Jahren, ohne einen andern militairischen Rang zu bekleiden, als den des Commandeurs einer Compagnie der Gendarmerie. Als er endlich den Posten eines Generals erlangt hatte, verdankte Frankreich seiner unbesiegbaren Entschlossenheit und seinem hohen Talente die Aufhebung der Belagerung von Metz, und zwei Jahre später wurde ihm in dem Gefecht bei Renti die Oberleitung der Schlacht anvertraut. Er war es auch, der dem berühmten Herzog von Alba in der Mitte der spanischen Herrschaft Trotz bot, worauf, ungeachtet der von jenen Mißvergnügten, deren Sache er sich angenommen, gegen ihn ausgeübten Verrätherei, die französische Armee vermöge seiner geschickten Leitung durch verwickelte Gebirgspässe, die keinen Ausweg zu haben schienen, geführt wurde.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Saint Quentin, als Frankreich einstimmig des Herzogs Rückkehr verlangte, zog sich die feindliche Armee, welche damals die französische Hauptstadt bedrohte, als sie sein Anrücken vernahm, schleunigst in die Niederlande zurück und der bedrohte Einfall des Herzogs von Savoyen war plötzlich zu Ende. Guise wurde hierauf zum Generallieutenant der französischen Armeen ernannt, sowohl innerhalb als außerhalb des Reiches.

Das Vertrauen, welches der Monarch in den Herzog setzte und die Begeisterung, womit er vom französischen Volke begrüßt wurde, erhielten bald dadurch ihre Belohnung, daß er der Eroberer von Calais wurde, von dem einzigen Orte, welchen die Engländer noch von ihren früheren Eroberungen übrig hatten und von welcher Stadt aus sie immer Frankreich bedrohen konnten, wenn es ihnen einfiel. Alle in Calais vorgefundenen Schätze, da dasselbe die einzige Niederlage des zwischen England und den Niederlanden geführten Handels war, vertheilte der Eroberer unter seine Offiziere oder überließ sie der Plünderung der Soldaten, wobei der General Nichts für sich behielt. Dieser Eroberung folgte in dem kurzen Zeitraum eines Monats die Einnahme von Guines und Hamm, obgleich die erwähnten Festungen für uneinnehmbar gehalten wurden, wodurch Guise der Abgott Frankreichs und der Held Europa's wurde. Mit gleicher Schnelligkeit machte er sich zum Herrn von Thionville, welches er den Spaniern abnahm, und seine siegreiche Laufbahn wurde nur durch den schmachvollen Frieden von Cateau Cambresis gehemmt, der seinen ausdrücklichen Vorstellungen gerade entgegen abgeschlossen wurde.

Das Ansehen des Herzogs von Guise, dem die Montmorencys unter Heinrich dem Zweiten das Gleichgewicht hielten, erlangte ein unbegrenztes Uebergewicht

während der kurzen Regierung Franz des Zweiten, wo der Hof der große Schauplatz von Intriguen wurde, während das Königreich unaufhörlichen Verschwörungen preisgegeben war. Der Herzog triumphirte indessen über seine Feinde, und die Verschwörung von Amboise, die man unternommen, um ihm und seinem Bruder dem Cardinal von Lothringen den Untergang zu bereiten, diente nur dazu, die Königin Mutter zu zwingen, sich mit ihrem jugendlichen Sohn Karl in die Arme der Fürsten von Lothringen zu werfen.

Ich überlas gerade gemächlich die eben gemachten Aufzeichnungen, woraus ich den eben mitgetheilten Abriß genommen, als ein Schlüssel in dem Schlosse meiner Thür umgedreht wurde. Ich erhob sogleich die Augen und sah, ohne den geringsten Schrecken zu empfinden, denselben maskirten Schurken vor mir, der mich schon zweimal vorher besucht hatte. Mit kalter Höflichkeit bat ich den Fremden sich zu setzen; aber er blieb noch einen Augenblick stehen und schien meine glänzende Kleidung mit Erstaunen zu betrachten. Zugleich sah ich, wie er den spanischen Degen und Dolch anblickte, die dicht neben mir an der Stuhllehne ruhten, und die wahrscheinlich kein besonders angenehmer Anblick für ihn war.

„Nun, Signor,“ sagte ich, meinen Besucher anredend, nachdem ich ihm Zeit gelassen, seine Be=

merkungen zu machen, „dies soll, wie ich vermuthe, Euer letzter Besuch sein; und da man keinen Menschen zwingen kann, Glück oder Unglück anzunehmen, ehe die Bedingungen ihm klar gemacht sind, so muß ich jetzt von Euch erfahren, um welchen Preis Ehre und Reichthümer zu erlangen sind.“

„Ehe ich Euch über diesen Punkt zufrieden stelle, Signor,“ sagte der Fremde, „muß ich mir erlauben, Euch einige offene Fragen vorzulegen, worauf Ihr mir ohne Zweifel eine Antwort geben werdet. Macht Ihr Anspruch daran, der Privatsecretair und Rathgeber der Königin Maria zu sein?“

„Ohne Zweifel,“ antwortete ich.

„Wie lange mag Eure vertraute Anhänglichkeit an den Dienst der Königin gewährt haben?“ fragte er dann.

„Diese Frage halte ich für unwichtig, da sie mit der Sache, wovon die Rede ist, nicht in Verbindung steht,“ versetzte ich kalt, „und daher weigere ich mich, sie zu beantworten.“

„Ist es Eure Absicht, zu Ihrer Majestät nach Schottland zu gehen?“

„Alles hängt von den Briefen ab; die ich von Rom erhalte; aber wären diese Briefe auch jetzt schon in meinem Besitze, so würde ich doch ihren Inhalt Niemandem mittheilen.“

„Als Privatsecretair der Königin und ihr Ver=

trauter hinsichtlich ihrer Staatsgeheimnisse, frage ich Euch," fuhr er keineswegs zurückgeschreckt fort, „welches mögen ihre Absichten in Betreff der Regierung ihres Königreichs und ganz besonders hinsichtlich ihrer Beziehungen zu dem englischen Hofe sein?"

„Mit Fragen dieser Art verschwenden wir nur Zeit und Worte," antwortete ich. „Sagt mir bestimmt und ausdrücklich den Zweck, den Ihr zu erreichen wünscht, und dann kann ich diesem langen Verhör mit wenigen Worten ein Ende machen."

„Ihr wißt, wer mich sendet," sagte der Fremde, „und seid wohl bekannt mit der unbeschränkten Macht, die sie besitzt. Eure Mitwirkung hält sie für wesentlich nöthig für das System der Politik, welches die Höfe von Frankreich und England befolgen, und ihr Anerbieten ist daher jede Entschädigung an Gold, die ihr für jetzt fordern mögt, und wenn Ihr im Stande seid, die Maske von Euch zu werfen, solche Ehrenstellen, Titel und Besitzungen, wie Ihr sie vorher angeben und bestimmen könnt."

„Der Preis — Ihr habt den Preis noch nicht genannt!" rief ich.

„Euer feierliches, auf die Evangelisten abgelegtes Versprechen, meiner Herrin jedes Staats= und Privatgeheimniß mitzutheilen, welches Ihr im Dienste der schottischen Königin erfahren mögt. Dies sind

die leichten Bedingungen, wodurch Reichthum und hoher Rang zu erlangen sind."

Ich sah den Fremden einige Sekunden mit einem Blicke des Unwillens und der Verachtung an; endlich aber erwiderte ich:

„Man kann im Allgemeinen immer eine schurkische Absicht bei einer Person, die eine Maske trägt, voraussetzen. Seit unserem ersten Zusammentreffen habe ich Euch als einen Schurken betrachtet, und zweifle jetzt nicht im Geringsten, daß Ihr ein Mörder seid. Ich trage keine Maske und wünschte zu wissen, welche Züge meines Gesichts oder meiner Handlungsweise Euch nur einen Augenblick bewegen konnten zu glauben, daß ich um schmutzigen Gewinnes willen meine Ehre und meinen Ruf beflecken würde. Ich verehre die Fußspuren meiner königlichen Gebieterin mehr, als alle Eure Macht und Euer Schaugepränge, und lieber würde ich meinen Geist aufgeben, als Etwas thun, was ihr nachtheilig sein könnte. Glaubt Ihr, daß bei solchen Gefühlen irgend eine irdische Macht im Stande sein würde, David Rizzio durch Schrecken oder Lockungen zu bewegen, seine Gebieterin zu verrathen? — Eitler Mensch! freilich ist mir jetzt ein schwarzes Geheimniß Eurer Herrin bekannt; aber diese Lippen werden die entsetzliche Wahrheit nicht aussprechen .Eine Schwiegermutter, die sich gegen das Wohl ihrer jugendlichen Tochter verschworen hat!"

Als ich die Worte aussprach, ich wolle die entsetzliche Wahrheit nicht bekannt werden lassen, konnte ich sehen, wie der Mund, der sich unterhalb der Maske zeigte, ein sarkastisches Grinsen annahm, und sobald ich zu reden aufhörte, erwiderte er:

„Man beabsichtigt nicht, sich hinsichtlich Eures Schweigens auf Eure Ehre zu verlassen. Wir haben Leute draußen, die allen erhabenen Redensarten von Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit sehr bald ein Ende machen werden. Aber ich verschwende nur Zeit," fuhr der Schurke fort, indem er dreimal mit dem Fuß auf den Boden trat.

Gleich darauf erschienen vier Kerle in braunen Gewändern und mit weiten Kapuzen, welche ihre Gesichtszüge vollständig beschatteten. Diese Schurken trugen ein großes viereckiges schwarzes Tuch, welches ich sogleich für das erkannte, welches man zum Ertränken anwendet. Ich hatte oft genug davon gehört und wußte, daß das Schlachtopfer so geschickt in die Falten desselben eingehüllt wird, daß es sich nicht bewegen oder schreien kann, während man es an einen Ort bringt, wo man ihm Hände und Füße bindet. Dann trägt man den Unglücklichen in diesem Tuche zu dem nächsten Ufer der Seine, und nachdem man ihm einen schweren Schlag mit einem Hammer versetzt, wirft man ihn ohne Weiteres in den Fluß.

Als ich eine so schreckliche im Morden geübte

Bande vor mir stehen sah, erhob ich mich mit ruhiger Ueberlegung und zog kalt aber rasch meinen Degen und Dolch.

„Ich bin noch nicht am Ufer der Seine,“ sagte ich, „auch ist es nicht meine Absicht, mich ins Wasser werfen zu lassen, ehe der Stahl mein Herzblut getrunken. Da Ihr meinen Entschluß kennt, mögt Ihr Muth fassen und den Kampf beginnen.“

Hierauf warf ich mit einem Fußstoße den Tisch um, damit kein Hinderniß im Wege sein möchte, stellte mich mit den Rücken gegen die Wand und stand zum Angriffe gerüstet da. Jeder meiner Gegner war mit einem langen italienischen Degen bewaffnet und trug einen Dolch im Gürtel; diese wurden bald geschwungen, obgleich keiner ein Wort sprach außer dem maskirten Schurken, der ihnen jetzt befahl, mich anzugreifen, wobei er selber mit behülflich war. Aber ich war ein viel besserer Fechter, als irgend einer von ihnen, und die Schnelligkeit meines Auges und meiner Bewegungen waren vollkommen hinreichend, nicht nur ihre Stöße zu pariren, sondern auch einen von den Schurken schwer am rechten Arm zu verwunden; aber eben sollte ein zweiter Angriff stattfinden, als plötzlich aus dem anstoßenden Zimmer, welches mit dem Eingange nach dem Garten zu in Verbindung stand, zwei Männer hervortraten, in wel-

chen ich den Herzog von Guise und seinen Bruder den Cardinal von Lothringen erkannte.

„Zurück, Schurken!“ rief der Herzog mit Donnerstimme und jede Waffe wurde in die Scheide gesteckt, während der Herzog meine Gegner mit feuersprühenden Blicken ansah. „Ihr Ersäufer, geht,“ sagte er endlich. „Ich habe Nichts mit Euch gedungenen Sclaven zu thun, welche handeln, wie ihnen befohlen wird. Nicht so ist es mit diesem vermummten Schurken, den wir befehlen wollen, sich zu demaskiren.“

Während er sprach, schlichen sich die vier Schurken mit ihrer schwarzen Bürde schweigend aus dem Zimmer und der andere schien sehr geneigt, ihnen zu folgen, als der Herzog plötzlich rief:

„Haltet ihn auf, Rizzio! — Nehmt die Maske ab, sage ich!“

Nicht zu gehorchen wäre sein Tod gewesen, und langsam seine Hand zu seiner Maske erhebend, löste der Mörder die Schnur und mein Verfolger stand mit bloßem Gesicht vor mir da.

Sobald seine Züge sichtbar waren, brach der Cardinal in ein lautes Gelächter aus und rief:

„So wahr ich lebe, der sogenannte Marchese Dorvietto, erster Agent des Planetensystems auf Erden, Ergründer der Zukunft, Horoskopsteller, dessen Talente zu jedem Geschäfte geeignet sind, den Mord

nicht ausgenommen, wenn die Anwendung des Stahles erforderlich scheint. Aber das ist keine Veranlassung zum Scherz. Verwegener Schurke, glaubst Du, man werde noch länger Dein Treiben in Frankreich dulden, wenn Du gleich von einer Königin beschützt wirst? Nein, nein! Vielleicht kann ich Dir nicht ans Leben; aber Du selbst und Deine Bande sollen bald auf immer aus dem Lande verbannt werden, welches Ihr auf so schmachvolle Weise entwürdigt habt. Wie konntest Du die unerschütterliche Redlichkeit dieses Herren, seine Verachtung gegen das Leben und seine beständige Anhänglichkeit an die Sache der Ehre wahrnehmen, ohne Ehrerbietung gegen ihn und Schaam über Dich selbst zu empfinden? — Geh, Elender, und sage sogleich Deiner Herrin, wem die Sorge für Signor Rizzio übertragen ist. Sage ihr auch, daß das Schweigen nur von ihr abhängt, obgleich wir Alles gehört haben und Alles wissen."

Auf solche Weise wurde Dorvietto entlassen, und als er sich entfernt hatte, setzten sich der Herzog und der Cardinal und geboten mir, dasselbe zu thun.

„Signor," sagte der Herzog mich anredend, „es ist nicht die Sache von Männern meines Standes, Lobsprüche zu ertheilen, wo man kein Lob verdient. Ihr waret der Lebensretter unserer geliebten Nichte, der schottischen Königin. Die Verpflichtung ist in

ihrem Herzen lebendig und sie ertheilte mir und meinem Bruder den Auftrag, für Eure Sicherheit zu sorgen. Wir vermutheten, woher die Gefahr drohe und haben Nachricht erhalten von Allem, was geschehen, so daß wir im Stande gewesen, persönlich einzuschreiten, wo wir die Aufgabe keinem Untergebenen anvertrauen wollten. Es ist mir lieb, daß wir es thaten, denn in dem anstoßenden Zimmer waren wir Zeugen von Eurer Kälte und Unerschrockenheit in der Stunde der Gefahr, und kein weiterer Beweis von Eurer Anhänglichkeit an Eure königliche Gebieterin und von der schuldigen Achtung vor Eurer eigenen Ehre ist erforderlich. Sie soll das Ganze erfahren und Ihr werdet sie nicht undankbar finden für Eure Treue und Ergebenheit."

„Noch einige Worte," sagte der Cardinal von Lothringen. „Nach dem, was geschehen ist, würde es Wahnsinn sein, wenn Ihr noch länger hier bleiben wolltet. Es giebt nicht nur Stahl, sondern auch Gift. Bis morgen Abend ist Euer Leben außer aller Gefahr; aber Ihr müßt Euch unverzüglich zu dem Gesandten von Savoyen begeben, der stündlich seine Reise nach Calais antreten kann, um als Gesandter seiner Regierung zu der Königin von Schottland zu gehen. Seine Excellenz ist bereit, Euch mit offenen Armen zu empfangen, und hier sind von unserer Seite

neue Beglaubigungsschreiben, wenn Ihr derselben bedürfen solltet.“

Ich wagte die Befehle des Papstes zu erwähnen; doch wurde mir gesagt, es sei für Alles gesorgt und schon vor einem Monat habe man eine ausführliche Erklärung, daß es für mich durchaus nothwendig sei, Frankreich zu verlassen, nach Rom gesendet.

„Und nun, Signor Rizzio,“ sagte der Herzog, „seid Ihr im Begriff zu Eurer geehrten und verfolgten Königin zu gehen. Legt ihr den zärtlichen und pflichtschuldigen Respect ihrer Oheime zu Füßen. Bittet sie, mit fester und sicherer Hand die Zügel der Regierung zu halten, es mit keiner Partei zu verderben und die Hofgunst mit bedächtiger Hand zu vertheilen. Daß Ihr die Sicherheit und das Glück der Königin mit edler Treue überwachen werdet, bezweifeln wir nicht; und so, Signor Rizzio,“ fuhr er fort, indem er mir seine Hand bot, welche ich küßte, „sage ich Euch Lebewohl.“

Als der Cardinal mir dieselbe Ehre erwiesen hatte, entfernten sie sich und ließen mich mit Gefühlen zurück, die ich nicht zu beschreiben unternehmen will.

Nachdem ich meine Gedanken gesammelt hatte, brachte ich die ganze Nacht damit zu, meine Effekten einzupacken, und zu einer frühen Stunde fand ich mich

bei dem Gesandten von Savoyen ein, der gerade im Begriff war, abzureisen. Kein Augenblick war zu verlieren. Ich schickte ein halbes Dutzend rüstige Arbeiter nach dem Louvre ab, um mein Gepäck zu holen und eine halbe Stunde später befand ich mich auf der Landstraße von Paris zur Küste.

---

## Zwölftes Kapitel.

Hier ist eine Lücke in Rizzio's Handschrift, die sich über einen Zeitraum von mehr als drei Jahren erstreckt. Es wird Nichts von seiner Ankunft in Schottland, von dem Empfange, dem ihm Maria zu Theil werden ließ, noch von dem Antheil berichtet, den er gehabt haben soll, ihre Vermählung mit Darnley herbeizuführen. Nachdem seine Abreise von Paris erwähnt worden, fährt das Manuscript plötzlich folgendermaßen fort:

Nie werden die Ereignisse dieses Abends, des 7. März 1566, aus meinem Gedächtnisse verschwinden. Ich war meiner Gewohnheit nach in dem Privatarbeitszimmer, welches an die Gemächer der Königin stieß, beschäftigt, Documente über Staatsgeschäfte auszufertigen, die am folgenden Tage im Staatsrath vorgelegt werden sollten. Während ich so beschäftigt

war, hörte ich die große Eingangsthür zu dem Zimmer Ihrer Majestät aufgehen und eine Zeitlang wurde eine Unterredung in gewöhnlichem Tone geführt. Endlich aber wurden die Stimmen der redenden Personen so laut, um unterscheiden zu können, daß es die Königin und ihr Gemahl Lord Darnley waren. Ich setzte ununterbrochen meine Arbeit fort, ohne darauf zu achten, bis die Sprache der redenden Personen, und ganz besonders die des Königs, einen immer leidenschaftlicheren Charakter annahmen. Jedes Wort, welches er jetzt sprach, war hörbar; und er wendete so drohendende Ausdrücke an, daß ich meine Feder niederlegte und mit Bestürzung und Unruhe aufstand, um bereit zu sein, der Königin Beistand zu leisten, wenn es nothwendig und zuläßig sein würde.

Der Streit wurde noch immer fortgesetzt, und endlich hörte ich einen schweren Fall, indem zu gleicher Zeit die Stimme Ihrer Majestät in halb erstickter Tone rief:

„Rizzio — Rizzio! — Helft mir oder er wird mich tödten.“

Eine zweite Aufforderung war unnöthig, denn ehe die letzten Worte ausgesprochen waren, befand ich mich im Zimmer. Aber wie groß war mein Entsetzen, als ich meine königliche Herrin am Boden ausgestreckt und Lord Darnley, einen bloßen Dolch in der Hand, über ihr stehen sah. Er forderte Etwas,

doch hörte ich in der Verwirrung des Augenblicks nicht, was es war; aber er stieß einen heftigen Fluch aus, das Zimmer nicht eher verlassen zu wollen, bis sie ihm gewährt, was er wünsche oder bis er ihr Blut vergossen habe. In einem Augenblick stürzte ich mich zwischen die am Boden liegende Gestalt der Königin Maria und ihren feigen Gegner, um meine Gebieterin vor dem Arme des Mörders zu schützen.

„O Himmel, Mylord! rief ich, „tretet zurück und laßt der Vernunft die Herrschaft über eine Leidenschaft, die Eurer Majestät so übel kleidet.“

„Elender Mensch! italienische Viper!“ rief der junge König, „wie wagst Du, dich ungerufen bei mir einzudrängen?“

Und er rollte seine Augen, als wollte er mich durch seine wüthenden Blicke in Furcht setzen. Aber den Fürsten fest ansehend, antwortete ich:

„Es ist nicht das erstemal, Herr, daß ich vor Königen, Päpsten oder Kaisern stehe; doch nie war ich Zeuge, daß sich jene Personen durch eine solche Handlung entehrten.“ Dann deutete ich auf die am Boden liegende Maria und fuhr fort: „Bedenkt den Zustand Eurer Gemahlin und Königin.“

Die letzten Worte schienen die Wuth des jungen Königs noch zu erhöhen, und er rief mit halb erstickter Stimme:

„Meiner Königin, sagst Du? Es steht hier Nie-

mand über uns. Wir sind ihr König wenigstens ebenso gut, wie ihr Gemahl, und das soll sie erfahren."

„Unverschämter Prahler," flüsterte Maria, „wer machte Dich zu dem, was Du bist?"

Bei diesen Worten kannte die Wuth des Königs keine Grenzen, und auf mich zustürzend, um zu der Königin zu gelangen, ergriff er mich heftig bei der Kehle, um mich auf die Seite zu schleudern.

Doch ungeachtet der Ungleichheit des Alters war ich ihm gewachsen. Der Zustand der Königin und der Unwille, den ich empfand, gaben meinen Muskeln die Kraft früherer Jahre zurück, während mich jetzt die Geschicklichkeit rettete, die ich mir in meiner Jugend in allen kriegerischen Uebungen erworben. Als der König fand, daß ich mich seinen Anstrengungen widersetzte, erhob er die rechte Hand, worin er den Dolch hielt, offenbar in der Absicht, mich niederzustoßen; aber ich hatte in früheren Jahren manchen Kunstgriff gelernt, einem Dolche auszuweichen, und ehe der Stoß ausgeführt war, ergriff ich das Handgelenk meines Gegners mit beiden Händen und drehte das Gelenk mit einem heftigen Ruck um. Sein Handgelenk war beinahe ausgerenkt; er ließ die Waffe los, und so heftig war der Schmerz, den er empfand, daß er beim Ringen rückwärts taumelte, niederstürzte und mich mit zu Boden zog, doch so, daß ich auf ihn fiel und jetzt den Dolch in Händen hatte.

Die Königin war nun aufgestanden, und ich fühlte, wie sie sanft meinen Arm berührte. Sogleich aufstehend und mich einige Schritte von meinem am Boden liegenden Gegner zurückziehend, übergab ich der Königin den Dolch, froh, ihn aus meiner Hand los zu sein; denn während jener kurzen Zeit gab es einen Augenblick, wo ich nur zu sehr geneigt war, ihn anzuwenden.

Lord Darnley stand gleichfalls auf; aber seine Wuth war jetzt in düstern Groll übergegangen und mit einem Gesichte, welches ich nie vergessen werde, ging er auf die Thür zu und öffnete sie. Ehe er aber hinausging, machte er eine bedeutungsvolle und drohende Bewegung mit der Hand und sagte in leisem und bitterem Tone:

„Hüte Dich, italienischer Schurke!"

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, verschwand er und ich begann die traurige Aufgabe, einem in seinen glänzendsten Hoffnungen und vernünftigsten Erwartungen getäuschten Herzen Trost zu gewähren; aber sie gab mir ein Zeichen, nicht zu reden. Sich auf einen Sitz niederwerfend und ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, blieb Maria eine Weile völlig bewegungslos sitzen; endlich aber schien sich ihrer eine Reihe grausamer Betrachtungen zu bemächtigen, und sich heftig vor die Stirn schlagend, rang sie ihre Hände und rief wild:

„O Schande, Schande, Maria Stuart! wehe Dir, daß Du je die Augen über den Verstand herrschen ließest und nach dem Aeußeren urtheiltest, ohne den innern Menschen genau zu kennen!“

Obgleich mein Rath vor Maria's Vermählung mit Lord Darnley immer dieser unglücklichen Verbindung entgegen gewesen war, so wollte ich doch jetzt kein Wort sagen, welches die Königin daran erinnern konnte, die schon zu sehr durch ihre unglückliche Wahl litt. Den Grund erkennend, der mein Schweigen veranlaßte, fuhr sie so fort:

„Rizzio, Rizzio, würdiger und geschätzter Freund, dies ist nicht das erstemal, daß Ihr uns das Leben gerettet habt. O! wie lebhaft erinnere ich mich Eurer weisen Rathschläge jetzt, da es zu spät ist, sie zu benutzen. Ich habe mich geschämt, Euch mein Leiden zu bekennen, welches ich hätte vermeiden können, wenn ich auf Euch gehört hätte, obgleich das Bild, welches Ihr mir von dem Manne meiner Wahl entworfen, noch zu zart gehalten war, wenn man es mit der entsetzlichen Wirklichkeit vergleicht. Wißt Ihr, was er will? Wißt Ihr, was er jetzt fordert? Sein Streben ist auf die Königskrone gerichtet. Ich soll ihn mit der Oberhoheit bekleiden und selber alle meine Macht aufgeben. Doch wenn ich auch auf mich selber keine Rücksicht nehmen wollte, wie könnte ich das gewähren, was für mein Volk verderblich sein würde?

Er hat nicht so gehandelt, um ein solches Opfer von meiner Seite zu rechtfertigen, noch weniger um das Königreich seiner Herrschaft anzuvertrauen. Nein, er soll nimmermehr die Königskrone haben! Dieser Gegenstand war es, der zu unserm Streite führte. Nicht als besäße er edlen Ehrgeiz. Es ist nur Eitelkeit und das Verlangen, die Schatzkammer des Staats in seine Gewalt zu bekommen, was ihn dazu bestimmt. Er hat kein Herz, Rizzio, und jedem anständigen Umgange ist er leider längst entfremdet. Weiber von ausschweifenden Sitten, Spieler und Trunkenbolde sind der auserwählte Umgang des Königs von Schottland. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich ihn zu lange mit den Mitteln des Genusses versehen habe; aber in diese letzte Forderung wagte ich nicht zu willigen. Könnt Ihr es glauben? Er hat heute so unglücklich gespielt, daß er sich in Ermangelung von Geldmitteln in den Besitz der Kronjuwelen setzen will, um darauf Gelder zu erheben und seine Spielschulden zu bezahlen und von Neuem sein Glück zu versuchen. Meine Weigerung erregte seine unmännliche Wuth, und er schlug mich zu Boden, Rizzio! Er schlug mich.“

Als die Königin die letzten Worte sprach, wurde ihre Stimme von Unwillen erstickt, so daß sie nicht fortfahren konnte. Sie stand auf und ging mit unstäten Schritten im Zimmer auf und ab. Zuweilen

drückte sie ihre Hände an ihre Schläfe, zuweilen ballte sie sie wie in heftiger Seelenqual. Aber die Quelle der Thränen war jetzt vertrocknet und ihr Herz schien zu brechen bei dem zu heftigen Kampfe streitender Leidenschaften. Als sie mich ängstlich ansah, erschrak ich über den gläsernen und fast wahnsinnigen Ausdruck ihrer Augen.

Ich holte rasch Wasser herbei, nöthigte sie sanft, sich niederzusetzen, benetzte ihre Schläfe und ihre aschfarbigen Lippen, bis endlich, wie durch eine glückliche Anstregung der Natur, ihr Busen, der bisher bewegungslos gewesen war, sich wieder zu heben begann. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und zu meiner unendlichen Freude zeigte sich ein Tropfen in ihren Augen, worauf bald eine reichliche Thränenfluth folgte.

Der leidende Engel lächelte mich an und drückte zu gleicher Zeit sanft meine Hand, die sie auf ihrem Stuhle unterstützte. Dieser Augenblick des Entzückens vergalt mir eine Welt des Wehs und Kummers. Maria war bewegt von der zärtlichen Neigung ihres Dieners. Ich konnte die Gefühle meines Herzens nicht unterdrücken, wendete meinen Kopf ab und gab mich den Thränen hin, die aus meinen Augen strömten.

Es verging einige Zeit, ehe die Königin ihre Gedanken sammeln und weiter mit mir reden konnte;

als sie aber ihre Sprache wiederfand, waren ihre ersten Worte:

„Ich bin verwirrt, Rizzio. Es kann nicht wirklich sein, was ich mir als geschehen vorstelle. Es ist — es muß eine Erscheinung sein, ein vorübergehender, entsetzlicher Traum."

Da ich fürchtete, sie möchte wieder in den schrecklichen Zustand versinken, war ich bemüht, ihren Geist durch besänftigende und verständige Worte zu beruhigen ohne ihr die Wahrheit zu verbergen oder zu versuchen, einen Zweifel auf die Wirklichkeit alles Geschehenen zu werfen. Sie horchte mit schmerzlicher Aufmerksamkeit; endlich aber, als alle Umstände in mein Gedächtniß zurückkehrten, faßte sie mein Handgelenk mit einem Blicke, der mich tief rührte und rief:

„Ich muß meinen Freund verlieren — ja, Rizzio muß mich auf immer verlassen. Euer Grabgeläute tönt mir jetzt in die Ohren. „„Hüte Dich, italienischer Schurke!"" sagte er, und ich kenne jetzt diese Leute besser, als früher."

Sie schwieg einige Augenblicke und fuhr dann fort:

„Nun hört mich an, Rizzio. Beim Kreuz Christi! er wird sein Wort nicht brechen, wenn er Rache verspricht; und wenn er auch nicht Muth hat, selber zu handeln, wird es ihm doch nicht an Werk=

zeugen fehlen. Ihr müßt von hier gehen, und zwar schnell, denn wenn Ihr bleibt, seid Ihr verloren. Ich sehe den Finger des Geschicks, der auf Euch deutet."

Während die Königin sprach, waren ihre Augen in den leeren Raum gerichtet und ihre Lippen halb geöffnet, als blicke sie einen vor ihr stehenden Gegenstand an.

Ein Lächeln erzwingend, welches in dem Augenblick gewiß nicht mit meinen Gefühlen übereinstimmte, erwiderte ich:

„Gnädigste Königin, ich habe mein Leben Eurem Dienste gewidmet und hoffe Euch nicht zu sehr zu beleidigen, wenn ich mich hierin Eurem Willen widersetze."

„Rizzio, ich kenne Eure Treue, Euren Respekt und Eure dauernde Anhänglichkeit," versetzte die Königin; „aber selbst meine persönliche Sicherheit kann gegen das Leben eines so treuen und ergebenen Freundes, wie Ihr seid, nicht in Betracht kommen. Als der Bürger eines glücklicheren und cultivirteren Landes, kann Schottland keine Reize für Euch haben. Eure trostlose und schiffbrüchige Königin überschaut den stürmischen Ocean des Lebens, sieht aber keine Küste jenseits der unwegsamen Tiefe der Trostlosigkeit — keinen Strahl, der den Horizont der Verzweiflung vergoldet. Auch Ihr dürft mir nicht helfen — auch

Ihr dürft mich nicht leiten — auch Ihr dürft das halbzertrümmerte Fahrzeug nicht in den Hafen führen."

„Und sollte denn Rizzio seine königliche Gebieterin in einer solchen Stunde verlassen?" fragte ich. „Ich habe mein ganzes Leben unter glücklicheren Scenen zugebracht, Königin, und das Wenige was mir, noch von den hinfließendem Sande übrig sein mag, ist nicht des Kampfes werth, um es zu erhalten."

Während ich sprach, fiel ich auf meine Kniee nieder und fügte mit vielleicht zu deutlich kundgegebenen Gefühlen und zusammengefalteten Händen hinzu:

„Warum, hohe Frau, wolltet Ihr das Leben eines Wesens erhalten, für welches jede Minute, die es von Euch entfernt zubringen müßte, tausendmal schlimmer sein würde, als der Tod. O! edle Herrin, stoßt mich nicht von Euch. Mögen Eure Befehle sein, welche sie wollen, ich will mich gehorsam beweisen. Ich will den Boden küssen, den Ihr betretet. Ich will Euer Sclave, Euer Fußschemmel sein; aber um aller Gnade willen, treibt mich nicht von Euch."

Einige Minuten lang schwieg die Königin, schien in Verwunderung über meine Worte versunken und sich der Stellung unbewußt, die ich angenommen hatte. Dann fuhr sie wie aus einem Traume empor, befahl mir aufzustehen, und antwortete:

„Ihr kennt nicht die Gefahren, die Euch selbst

jetzt drohen; aber eine solche Bitte, wie die Eure, muß jedes Herz rühren, welches nicht gefühllos für Treue und Ergebenheit ist."

Sie schwieg wieder nachdenkend einige Augenblicke und fügte dann wie mit sich selber redend hinzu:

„Nein, nein, er kann nicht — er wird nicht wagen, in einen solchen Zufluchtsort einzudringen. Das muß wenigstens für jetzt der Ort sein, bis Rizzio zu einer besseren Ueberzeugung kommt und meiner Bitte nachgiebt."

Hierauf fügte sie zu mir gewendet hinzu:

„Wenn ich Euch gestatte, eine kurze Zeit hier zu bleiben, so müßt Ihr unbedingt meinen Anordnungen Folge leisten. Fürs Erste wollen wir für Eure Sicherheit sorgen. An mein Schlafzimmer stößt ein anderes, welches für meine Kammerfrauen bestimmt ist. Dann kommt ein drittes, welches keinen andern Ausgang hat. In diesem Zimmer müßt Ihr jede Nacht zubringen. Dort könnt Ihr ungestört schlafen; denn ich hoffe, es wird kein Mörder wagen, in mein Schlafzimmer einzudringen und durch das meiner Kammerfrauen zu gehen, um zu Euch zu gelangen. Am Tage sollt Ihr immer Euren Posten in meiner Nähe haben oder von Wächtern geschützt werden, auf die ich mich verlassen kann. Um aber das drohende Ungewitter abzulenken, müßt Ihr Schott=

land auf eine Zeitlang verlassen, und zwar sobald es geschehen kann. Wir haben geheime Depeschen von der äußersten Wichtigkeit an den Herzog und den Cardinal von Lothringen abzusenden, die wir, wenn sie fertig sind, Euch übergeben wollen. Die Antworten dürfen nur einem Manne anvertraut werden, dessen Redlichkeit, wie die Eure, unbestechlich ist. Alles verändert sich und es wird nicht lange währen, bis Ihr zurückkehren könnt.

Hierauf stand die Königin auf und öffnete die Thür eines kleinen Zimmers, welches eine ausgewählte Bibliothek und alle Privatdokumente enthielt, die sich auf Angelegenheiten des Staats und die ihrer eigenen Familie bezogen, und bat mich einzutreten und den Schlüssel von innen umzudrehen.

„Hier müßt Ihr gefangen bleiben," sagte sie mit mattem Lächeln, „bis ich die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln angewendet habe. Vermöge Eurer fleißigen Gewohnheiten werdet Ihr unter diesen literarischen Schätzen hinlängliche Beschäftigung für Euren Geist finden. Zugleich aber werde ich nicht vergessen, daß nicht nur der Geist, sondern auch der Körper der Nahrung bedarf.

* *
*

Es ist tröstlich, einen großen Zweck im Leben erreicht zu haben. Ich habe derjenigen gedient, wel-

cher mein ganzes Herz und meine Seele geweiht ist. Jener Gedanke verhindert, daß ich gänzlich meinen Muth verliere. Ich weiß nicht warum, aber mein Blut ist wie geronnen, mein Puls matt und der Strom meines Lebens scheint langsamer, als sonst, zu fließen. Ich will diese eitlen Phantasien verbannen und Trost suchen in den Zeilen eines Lieblingsschriftstellers.

* * *

Ich habe Dante's Hölle gelesen — ein Meisterwerk der menschlichen Erfindung, eine Schöpfung des poetischen Genies, unerreicht von den Neueren, und meiner demüthigen Ansicht nach nicht übertroffen von den Alten. Welch ein ungeheures Feld liegt hier offen für das Studium eines Jeden, der die Regionen jenseits des Grabes zu erforschen wagt. Päpste von ihren Cardinälen umgeben, Kaiser und Könige, Philosophen und Schriftsteller, Menschen jedes Berufs erscheinen hier zur letzten Rechenschaft aufgerufen, kaum weniger würdig, als der Leibeigene und der Bauer, welche von den Stolzen mit Füßen getreten werden. Das Schwert des Kaisers ist Nichts in der Schätzung der andern Welt; aber die Feder in der Hand des Genies ist von großer Wichtigkeit. Die Geschichte mag die blutdürstigen Schlachten des erste=

ren erwähnen, die bald durch nicht weniger blutige Kämpfe ausgelöscht werden, während die Gedanken des anderen von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert werden und auf die Ansichten, die Gefühle und die Handlungen noch ungeborener Generationen Einfluß üben.

Ein Mann, der Alexander oder Cäsar nachzustreben wagt, werfe seine Blicke auf Dante's Blätter, und siehe sein Stolz wird bis in den Staub gedemüthigt!

Warum sollten wir vor dem Schattenthale des Todes erbeben, welches uns der Dichter so unnachahmlich schildert? Von der frühsten Jugend an wissen wir, daß das Grab das einzige gewisse Ziel ist, zu welchem unsere Schritte gerichtet sind. Anstatt die Betrachtung zu vermeiden, sollten wir uns an den Gedanken dessen gewöhnen, was unvermeidlich ist, und den Tod als einen erwarteten Gast begrüßen, wenn er als Freund kommt, um uns von der Last des angehäuften Elends langer Jahre zu befreien. Mein Lebenslauf ist von geschäftiger Art gewesen. Ich habe wenig erlebt, was zu rühmen, aber viel, was zu tadeln ist; und wenn ich am Schlusse des Lebens frage, welches die Summe der Arbeit meines Lebens gewesen, so zeigt sich ein leeres Blatt, und mein einziger Trost ist die innere Ueberzeugung, daß, wenn ich irgend Etwas erlangt

habe, ich in meiner eigenen Achtung wenigstens nicht herabgewürdigt bin, sondern kühn mein eignes Gewissen zum Zeugen aufrufen und furchtlos dem Ausgange entgegengehen kann.

* *
*

Eben habe ich mein Mittagsmahl von der Tafel der Königin erhalten und mit demselben ein eigenhändiges Billet von ihr, welches mir Appetit verschafft hat, während sonst die Speisen ungekostet geblieben sein würden. Sie meldet mir, daß jede Maßregel angewendet worden, um für meine persönliche Sicherheit zu sorgen, daß sie zuverlässige Personen angewendet hat, um alle Handlungen des Königs zu beobachten und irgend einen Plan gegen mich zu vereiteln, und sie schließt ihren Brief mit einer freundlicheren und vertrauteren Unterschrift, als sie je vorher gegen ihren Diener angewendet:

„Eure zuverlässige Freundin Maria R.“

* *
*

Ich bin so lange in tiefe Betrachtungen versunken gewesen, daß die graue Dämmerung mich unbemerkt umgeben hat, während düstere Wolken eine stürmische Nacht prophezeiten.

* *
*

Eine von den Damen der Königin Maria hat mich mit einer Lampe versehen und mich benachrichtigt, daß bald nach neun Uhr der vertraute Diener Ihrer Majestät zu mir kommen und mich zu meinem Ruheplatze führen werde. Ruheplatz sagte ich? Ah! Diese schmerzenden Glieder scheinen auf immer des Schlafes entbehren zu sollen. Warum scheint die eisige Hand des Schreckens mein Herz zu ergreifen? Was habe ich Anderes zu fürchten, als die plötzliche Hemmung des warmen Lebensstromes, der nur wenige kurze Jahre hätte fließen können, ehe mich das Alter zur bestimmten Zeit an das dunkle Ziel der ganzen Menschheit führt?

O wonnevolle Scenen des jugendlichen Glücks, in wie lebhaften Farben erscheint ihr jetzt vor mir! Alles ist entflohen sowie jede Hoffnung, Turin, den Ort meiner Geburt, wiederzusehen. Mein Vater auch — gütiger Himmel! wie deutlich steht sein Bild in körperlicher Gestalt vor mir! Und an seiner Seite meine selige Mutter — welch einen kläglichen Blick richtet sie auf mich!

Horch! es wird an die Thür geklopft und man fordert mich auf, mich in mein Schlafzimmer zu begeben.

---

## Dreizehntes Kapitel.

So, Riccio, bist Du hier endlich wenige Fuß weit von dem Wesen untergebracht, welches Du mit pflichtschuldigem Gehorsam und unveränderlicher Anhänglichkeit verehrt hast. Möge der Engel des Friedens ihren Schlummer schützen und aus ihrem Geiste alle Erinnerung an das Entsetzen des vergangenen Tages verbannen. Obgleich ergeben in mein Schicksal, sei es nun gut oder übel, möchte ich gern noch eine Weile leben, um meine Gebieterin vor einer Schaar von Uebeln zu schützen, die ich über ihr schweben sehe. Jene listige, ränkevolle und gewissenlose Königin von England ist ihre tödtlichste Feindin; aber Katharina von Medicis ist auch eine Feindin, und zwar eine ältere, und ihr Haß ist von Franz Walsingham, dem politischen und ränkevollen Bot=

schafter der Elisabeth, noch genährt worden. Die Guisen haben viel von ihrem Einflusse in Frankreich verloren, und sollte in Schottland ein Bürgerzwist ausbrechen, was, wie ich erwarte, bald geschehen wird, so weiß ich nicht, ob Karl der Neunte von Frankreich, der gänzlich unter der Leitung seiner Mutter steht, meiner Königin irgend einen Beistand leisten wird.

So furchtbar die Gefahren sind, welche meine königliche Gebieterin umgeben, so ließe sich doch vielleicht ein Mittel zur Abhülfe erdenken, und ein glücklicher Erfolg aus dem Kampfe herbeiführen, wären nicht die tödtlichsten Waffen gegen sie gerichtet — nämlich der religiöse Fanatismus und die Abneigung ihrer eigenen Unterthanen, die aus dem heftigen Widerstande der Lehren Calvins gegen die des päpstlichen Stuhls hervorgehen. Dies ist es, was der Königin von England eine so unheilvolle Macht in Schottland verleiht, da die zweifelhafte Rechtmäßigkeit ihrer Geburt sie in beständiger Furcht erhält, die nie ganz beruhigt werden wird, so lange Maria lebt. Personen, die weniger Einsicht in die Intriguen der Höfe haben, als ich, und den unterbrochenen Verkehr nicht so genau beobachtet haben, wie ich, dürften schließen, dies sei nur eine Ansicht der Leidenschaft und des Vorurtheils; aber ich weiß sehr wohl, was

ich sage, und die Zeit, die große Erfüllerin aller Geheimnisse, möge für sich selber reden.

* * * *
* * * *

Da Riccio's Handschrift nicht weiter auf die gegen Maria angewendeten Machinationen eingeht, so wollen wir folgende Stelle aus der von Chalmers geschriebenen Lebensgeschichte jener Fürstin mittheilen.

Um dieselbe Zeit ließen der König und die Königin Murray und seine Mitschuldigen vor sich laden, als einen vorbereitenden Schritt, sie als Verräther zu verurtheilen, und zu diesem Zwecke wurde ein Parlament zusammenberufen, welches am 4. Februar 1565 — 66 in Edinburg erscheinen sollte. Noch andere Maßregeln wurden ergriffen, um die herrschende Macht zu verstärken und Murray's Partei zu schwächen.

Inzwischen hatten Murray's Freunde und Bundesgenossen die ganze Regierung der Königin in ihrer Gewalt, besonders den Secretair Maitland, der sich zugleich durch Talent und Treulosigkeit auszeichnete; und natürlich war es eine leichte Aufgabe für solche Männer, Gründe aufzufinden, das Parlament vom 4. Februar bis zum 7. März zu vertagen und den schuldigen Edelleuten die Nachricht zukommen zu las-

sen, daß ihr Verhör gewiß am 12. März beginnen werde. Um dieselbe Zeit kam in Edinburg ein Gesandter vom Könige von Frankreich an und zugleich Depeschen von dem schottischen Gesandten in Paris, worin der Königin der Rath, den sie befolgt zu haben scheint, ertheilt wurde, die verbannten Edelleute nicht zu begnadigen.

Inzwischen hatte sich im Januar eine Verschwörung zur Unterstützung dieser Edelleute gebildet. Die Hauptverschwornen waren Morton, Maitland, Ruthven und Lindsay. Sie hatten beabsichtigt, diese verabredete Maßregel am 4. Februar in Ausübung zu bringen, wäre das Parlament nicht vertagt worden, was ohne Zweifel ihren Intriguen zuzuschreiben war. Nach der Vertagung des Parlaments nahm jene Verschwörung eine verschiedene Form an. Mit der Maitland eigenthümlichen List wurde jetzt beschlossen, Darnley zum Patron dieses Complotts und zum Werkzeuge der Verschwornen zu machen. Dieser unerfahrene Jüngling sah seine Erwartung bei Vertagung des Parlaments vereitelt, wo er die Königskrone für sich und die Confiscation der Güter der schuldigen Edelleute als ein öffentliches Beispiel erwartete, obgleich die Befriedigung seiner Feindschaft sein eigentlicher Zweck war. George Douglas, der Bastardbruder seiner Mutter, war Morton's Werkzeug, um auf Darnley's Schwäche zu wirken, indem er ihm

zeigte, wie man ihm Unrecht gethan, ihm die Königskrone nicht zu gewähren, und wie er in der Regierung nicht den Einfluß besitze, wozu er vermöge seiner Geburt, seiner Vermählung und seines Verdienstes berechtigt sei. So wurde Douglas bewogen, auf die Absichten der Verschwornen einzugehen, und sein Vater, Lennox, war so schwach, sich ebenfalls darauf einzulassen und seinen Sohn in seiner Thorheit zu bestärken. Sie ließen sich auf einen hochverrätherischen Schriftwechsel ein, um ihre gegenseitigen Zwecke zu erreichen. Am 7. März 1565 — 66 eröffnete die Königin das Parlament, und um der constitutionellen Ceremonie mehr Feierlichkeit zu verleihen, forderte sie ihren Gemahl, der nach der Königskrone schmachtete, auf, sie zu begleiten. Aber er weigerte sich, indem er seinen Zeitvertreib seiner parlamentarischen Pflicht vorzog und zeigte, daß sein Herz der schönen Dame entfremdet war, die ihm außer ihrem Scepter Alles gewährt und auch für sein Wohl ihre Person der Gefahr ausgesetzt hatte. Die Königin wußte nicht um diese Verschwörung, nicht um ihren Zweck oder ihr Opfer. Ihre Frauen waren ihr treu ergeben; aber sie wußten Nichts von den Geheimnissen jener Schurken. Ihre männlichen Diener waren ihr sämmtlich treu. Ihr Privatsecretair Riccio würde für sie gestorben sein; aber er war ein Fremder und daher natürlich unbekannt mit den entsetzlichen Ränken

der schottischen Staatsmänner, die als Reformirte keine Religion oder Moral hatten. Sämmtliche Staatsbeamte waren in die Verschwörung verwickelt und unter diesen auch der Unterstaatssecretair Maitland, der Erfinder von Allem, obgleich seine Pflicht es erheischte, die Sicherheit der Königin und das Bestehen des Staates zu überwachen. Dazu kam noch, daß der König und sein Vater zwei der thätigsten Verschworenen eines Complotts waren, welches in den Jahrbüchern der Bosheit und Schurkerei ohne Beispiel ist. Elisabeth und Cecil waren durch einen vereinten Brief von Bedford und Randolph von allen Umständen dieser entsetzlichen Verschwörung in Kenntniß gesetzt, welche Nachricht sie mit großer Freude empfingen. Auch nahmen sie Morton, Ruthven und andere Theilnehmer an der entsetzlichen That in ihren Schutz, so daß man Elisabeth und ihren Secretair Cecil mit Recht als Mitschuldige vor und nach der That betrachten kann. Es wird nicht klar, welche wohlthätige Zwecke durch die Ermordung des Secretairs der Königin erreicht werden sollten, und es scheint noch außerordentlicher, daß eine solche Handlung in einem Lande der Barbarei der Mitwirkung aller Staatsbeamten erfordern mußte, da die That durch einen einzigen bezahlten Mörder hätte geschehen können. Da also kein möglicher Grund für diese Verschwörung angegeben ist, so sind wir eher geneigt anzunehmen,

daß die Ermordung Riccio's nur ein Glied einer Kette war, und daß diese einzelne Opferung vor dem völligen Ausbruche der Verschwörung aus der Rache des Königs in Folge der aus der Handschrift des unglücklichen Secretairs mitgetheilten Scene hervorging.

* * * *
* * * *

Wie unheimlich der Wind heult und in heftigen Stößen den Regen an meine Fenster treibt! Kläglich muß der Zustand des armen Hochländers sein, der die hohen Gebirge überschreitet; aber wenn er seine Hütte erreicht, wirft er sich in kräftiger Gesundheit auf sein Bett von Haidekraut, schläft gesund und steht wieder auf, gestärkt zu der Arbeit des künftigen Tages. Aber hier bin ich von jeder Bequemlichkeit umgeben und flehe vergebens den Segen des Schlummers herbei, der sich noch immer weigert, meine Augenlider zu besuchen.

Noch immer brüllt der Sturm ohne Unterlaß in furchtbarer Harmonie mit meinem unruhigen Geiste, während dunkle Verbedeutungen bevorstehenden Uebels einander auf den Fersen folgen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß diese Aufregung von keinem Gedanken an mich selber herrührt. Meine einzigen Befürch-

tungen gelten der Königin; denn in einer langen Reihe sehe ich eine Scene nach der andern sich erheben und alle mit Unheil überladen. — Fort mit Euch, schreckliche Traumbilder, ich will mich dem Einflusse des Schlafes hingeben.

* *
*

Meine Fähigkeiten sind auf einige Stunden wie von einer schweren Apathie betäubt gewesen, denn Schlummer kann ich es nicht nennen. Er hatte keinen belebenden Einfluß auf meinen Körper und hat meinen Geist nicht erfrischt. Es war eine Verzückung, ein Gegenstück des Todes. Doch sind Visionen an mir vorüber gezogen, wie sie mein Gehirn bis jetzt nie erzeugte, und sie stellten mir so entsetzliche Scenen, so gräßliche Phantasmen vor Augen, die mich noch erschrecken, obgleich ich weiß, daß es nur leerer Spott war.

Der erste matte Lichtstreif im Osten verkündet die herannahende Morgenröthe; aber die Färbung ist roth und düster, als hätten die zornigen Elemente noch nicht alle ihre Wuth ausgelassen. Dies wird ein düsterer und stürmischer Tag werden. Warum mußte eine so unheimlich erscheinende Morgendämmerung, wie diese, oder eine Nacht, gleich der eben vergangenen, einen Geist darnieder drücken, der sich keines Fehlers bewußt ist, während der Elende, bis

an die Lippen in Schuld getaucht, gedankenlos die Stunden verzecht. — Und doch, ist es möglich, daß Darnley Ruhe genossen haben kann, der die Begründerin seines Glücks — ein Weib — eine Königin — ein Muster des weiblichen Geschlechts — so schamlos mißhandeln konnte? — Ich bin in ein Labyrinth von Gedanken versenkt, und wenn ich weiter zu fragen fortfahre, möchten Zweifel sich erheben, welche die Religion anzuhören verbietet.

* * *

Ich habe über mein wahrscheinliches Schicksal nachgedacht und einen Entschluß gefaßt, den ich sogleich ausführen werde. Den Händen meiner gnädigen Herrin sollen diese Denkwürdigkeiten meines Lebens übergeben werden. Ich will ihre Majestät bitten, wenn mir ein Unheil begegnen sollte, meine Handschrift ihrem Oheim, dem Herzog von Guise zu übergeben, um sie unter den Archiven ihres Hauses aufzubewahren; denn so unbedeutend auch die Memoiren eines so bescheidenen Wesens, wie ich, sein mögen, so habe ich doch manches Ereigniß berichtet, welches nur den handelnden Personen und mir bekannt war. Meine Handschrift soll versiegelt und nur bei meinem Tode geöffnet werden. Vielleicht wird Ihre Majestät dann die Blätter anzublicken geneigen

und erfahren, wenn ich nicht mehr über die Entdeckung meiner Irrthümer erröthen kann, daß, wenn ich die Kühnheit gehabt, Liebe zu einer Königin zu hegen, ich doch immer hinreichende Selbstbeherrschung besessen habe, meine Leidenschaft nicht eher kund zu geben, als bis das Grab zugleich meine Liebe und mein Leben aufgenommen hat.

* *
*

Ich habe mein Frühstück in demselben Arbeitszimmer eingenommen, wohin ich gestern von meiner Gebieterin geführt wurde, und worin ich ihrem Willen nach für jetzt bleiben soll, indem sie gnädig hinzugefügt, sie werde mich im Verlaufe des Tages dort besuchen. Bis zu jenem glücklichen Augenblick will ich mir die Zeit damit vertreiben, hie und da einige Worte der Erklärung besonders zu Anfang meiner Erzählung hinzuzufügen.

* *
*

Eben hat mich die Königin verlassen, nachdem sie mir alle möglichen Versicherungen ertheilt, daß mir unter ihrem Schutze kein Unheil begegnen könne. Ach! sie weiß nicht, daß ich für sie vielmehr fürchte, als für mich. Von den Unternehmungen des Königs

hat man bisher keine Nachrichten erhalten; aber ich höre, daß Ihre Majestät am letzten Abend Nachrichten erhalten hat, welche meine Absendung an den Herzog von Guise beschleunigen müssen, dessen Leben von der ketzerischen Partei in Frankreich bedroht wird, die sich nicht scheut, den Dolch des Mörders anzuwenden; obgleich sie andere desselben Verbrechens beschuldigt. Ohne Zweifel werden sie von den üblen Rathschlägen der Königin Elisabeth angetrieben. Einen glücklichen Abend werde ich indessen verleben, ehe ich gehe, denn es ist der Wunsch Ihrer Majestät, daß ich mit ihr und der Gräfin Argyle zu Abend speise, die sehr begierig ist, meine Methode zu hören, die schottischen Melodien zu begleiten, wofür die Königin so sehr eingenommen ist. O Harmonie, liebliche Harmonie, die Du immer in meine Seele Eingang gefunden, wie kommt es, daß in diesem Augenblick des Kummers selbst dein lieblicher Einfluß machtlos für mich ist? Ich erinnere mich sehr wohl, daß in glücklicheren Zeiten der Wunsch ihrer Majestät, mein Spiel zu hören, mich in den Himmel erhob. Ich war so begierig nach ihrem Beifall, so daß meine Stimme bei den ersten Tönen eine höhere Inspiration zu empfangen schien; aber jetzt empfinde ich keine solche Begeisterung und das Erbeben der Extase erschüttert meine Brust nicht mehr. Ein solcher Zustand der Apathie bei einem Manne, dessen Geist immer

thätig war, kann nicht allein der Erfolg der Befürchtung sein. Es giebt ein geheimes Etwas, was mir mit Prophetenstimme Unglück weissagt. In diesem meinen Gemüthszustande könnte man fast sagen, ich habe die Gabe empfangen, die Schatten kommender Ereignisse zu sehen. Ich habe freilich leider während meines hiesigen Aufenthalts viel von der Zukunft vorherzusehen gelernt, um mich über das Schicksal Anderer zu belehren; was aber mich betrifft, ist das Blatt versiegelt.

* * *

Ach! Bücher gewähren mir keine Erholung, denn meine Aufmerksamkeit wandert von dem mir vorliegenden Gegenstande hinweg, und eine verwirrte Leere, die an Wahnsinn grenzt, hat sich meines Geistes bemächtigt. — Ach! dort hängt der Rosenkranz, den die Königin trug, als sie ihrem Gatten, dem dahingeschiedenen Franz, folgte, um seinem Staube die letzte traurige Ehre zu erweisen! Und daran hängt das Bildniß unseres gekreuzigten Erlösers, welches sie so oft in Ehrfurcht und Andacht geküßt. Es kann doch gewiß nicht unrecht sein, den Rosenkranz mit in jenes Oratorium zu nehmen, um dort Gott meine Gebete darzubringen.

* * *

Ich werde in das Kabinet der Königin gerufen. Alles was mir noch zu thun übrig bleibt, ist meine Namensunterschrift unter diesen unvollständigen Bericht meines Lebens zu setzen, welches sich, wie ich glaube, seinem Ende nähert. Wenn mein Dasein noch geschützt wird, so kann ich ihn fortsetzen und verbessern. Wenn nicht, so wird es doch immer Augen geben, die ihn mit Interesse lesen werden; und vielleicht wird eins auf die Erzählung von Rizzio's Gefühlen, Handlungen und Fehlern eine Thräne fallen lassen.

Abtei Holyrood

den 9. März 1567. David Rizzio.

So endet die Erzählung des unglücklichen Rizzio, worauf wir jetzt einen Brief folgen lassen wollen, den die Königin Maria gleich nach der Ermordung ihres Secretairs an ihren Oheim, den Herzog von Guise, schrieb, dem sie für jetzt die Handschrift ihres getreuen Dieners zur Aufbewahrung zusendete.

„An unsern theuren und vielgeliebten Oheim, dem Herzog von Guise.“

„Das Gerücht hat Euch ohne Zweifel schon mit der entsetzlichen Schandthat bekannt gemacht, die in dieser Residenz Holyrood am 9. des laufenden Monats in meiner Gegenwart vollführt worden. Eure persönliche Bekanntschaft mit meinem armen hinge-

mordeten Diener und das Interesse, welches Ihr beständig an seiner Wohlfahrt genommen, bestimmt mich, Eurer Hoheit weitere Mittheilungen von den Umständen zu machen, die sich nach dem Schlusse der beifolgenden Denkwürdigkeiten, deren Lectüre viele schmerzliche Erinnerungen in mir erweckt hat, sich ereigneten. Aber der Inhalt ist ein solcher, daß die Bekanntschaft damit Eure Mühe, diese Papiere zu lesen, reichlich belohnen wird."

„Als Rizzio in das Privatcabinet kam, wohin ich ihn eingeladen hatte, fand er mich allein, da die Gräfin von Argyle noch nicht erschienen war, und auf seine Kniee fallend, zog er das beifolgende Packet unter seinem Mantel hervor und bat mich inständigst, es aufzubewahren und es im Fall seines Todes, nachdem ich es selber gelesen, Euch zuzusenden, um bei andern, unsere Angelegenheiten betreffenden Papieren aufbewahrt zu werden."

„Die ganze Zeit über war er sehr bewegt, als wisse er, daß ihm sein Tod nahe bevorstehe, wovon ich, weiß Gott, keine Ahnung hatte. Sehr gerührt von seiner Unruhe, befahl ich ihm aufzustehen, indem ich zugleich meine Zustimmung zu seinen Wünschen aussprach. Kaum hatte er seinen Sitz eingenommen, als unsere gute Schwester von Argyle erschien, die längst den Wunsch ausgesprochen hatte, einige unserer

schottischen Lieder von Rizzio auf der Viole vortragen zu hören. Der Gräfin folgte bald unser Bruder, der Commandant von Holyrood, der Laird von Creich (Beaton) und Arthur Erskine, als wir uns wegen meiner Unpäßlichkeit, und ganz besonders, weil ich beinahe den siebenten Monat meiner Schwangerschaft erreicht hatte, auf ruhige Weise unterhielten. Darauf begann Rizzio auf Verlangen seine Lieder vorzutragen, die er auf der Viole begleitete, und zwar in so eigenthümlich wehmüthigen Tönen, daß kein Auge zugegen war, welches nicht ein kummervolles Gefühl zu erkennen gab. Es war jetzt kurz vor sieben Uhr Abends und unsere Diener hatten die Abendtafel servirt, als unser Gemahl sich höchst unerwartet einfand und sich ohne Weiteres auf einen Sessel an unserer Seite niederließ. Während ich mit der Mahlzeit beschäftigt war, wozu ich seit dem Augenblick, wo der König eingetreten war, sehr wenig Appetit hatte, fragte die Gräfin von Argyle, sich an unsern Secretair wendend, ob er eine gewisse alte Ballade kenne und im Stande sei, eine Melodie nach dem schottischen Geschmack dazu vorzutragen. Rizzio antwortete mit tiefer Verbeugung, die Worte wären ihm bekannt und er wolle sein Möglichstes thun, unsere Schwester zufrieden zu stellen. Dann bat sie unsern Gemahl, zu sagen, ob ihm der Vortrag jener Ballade unangenehm sein werde, worauf er mit wohlverstellter Höf-

lichkeit die Melodie zu singen bat, womit unser armer Secretair auch sogleich begann.“

„Während er die letzten Worte sang und das Nachspiel noch nicht beendet hatte, trat Lord Ruthven vom Kopf bis zu den Füßen gerüstet mit einigen seiner Mitschuldigen ohne Weiteres in unser Privatcabinet, und als er unsern Secretair David Rizzio nebst andern Dienern bemerkte, sagte er in rauhen und gebieterischen Tönen, er habe mit ihm zu reden. Inzwischen hatten der Graf von Morton, der Laird Lindsay nebst andern ihrer Mitschuldigen, alle vom Kopf bis zu den Füßen gerüstet, und achtzehn Personen an der Zahl, den Eingang von Holyrood besetzt, so daß es unmöglich war, ein oder aus zu gehen. Bei so feindseligem Verfahren sehr in Schrecken wegen des Lebens unseres Dieners, fragten wir den König, unsern Gemahl, uns wohl der uns angethanen schreienden Gewaltthätigkeit erinnernd, ob er Etwas von diesem Unternehmen wisse, was er ableugnete. Bei Strafe des Hochverraths befahlen wir dann dem Lord Ruthven, sich sogleich aus unserer Gegenwart zu entfernen, in welchem Augenblick Rizzio, um sich zu schützen, hinter unsern Stuhl sprang. Ohne auf unsere Würde und unsern damaligen Zustand zu achten, warf Ruthven hierauf den Tisch um, der zum Theil auf uns selbst fiel; dann ergriff er unsern Secretair heftig und stieß dreimal mit seinem Dolche über unsere Schulter

weg, während ein Theil der Mordgesellen die ganze Zeit über mit gespannten Pistolen vor uns stand. So wurde Rizzio schwer verwundet und blutend und uns noch um Hülfe anflehend aus dem Cabinet geschleppt und empfing noch auf der Schwelle unseres Zimmers sechs und funfzig Stiche mit Dolchen und Schwertern. Während dieser blutigen und unerhörten Tragödie waren wir selber nicht nur in großem Schrecken, sondern auch häufig in großer Furcht wegen unserer eigenen Sicherheit."

„Als der Mord auf diese Weise vollführt war, trat Lord Ruthven in blutiger Rüstung wieder vor uns und erklärte kühn, wie wüthend er und seine Freunde über unsere Handlungsweise und Tyrannei wären, die, wie er hinzufügte, nicht länger geduldet werden solle. Ueberdies behauptete er auf die lügenhafteste Weise, wir wären schmachvoll von unserem Secretair David Riccio getäuscht und betrogen worden, den sie deshalb aus der Welt geschafft, nämlich weil er seine listigen Ränke zur Unterstützung der Religion der Schwärmer fortsetze, die flüchtigen Lairds von ihren Familien und Häusern ausschließe, sich mit Fürsten jenseits der See verbinde und die verrätherischen Lairds Bothwell und Huntley in den Staatsrath gebracht. Ihr wißt, mein Oheim, daß dies Alles falsch ist. Dies aber war die Reihe von Lügen, die mit unverschämter Stirn vorgebracht wurde und die wir in die-

sem Lande von Halbwilden leider ungestraft zu dulden genöthigt sind. Wir sind überzeugt, daß Ihr auf unsere Empfehlung die Lebensgeschichte des unglücklichen Riccio lesen werdet, und wenn das geschehen, bitten wir Euch, sie unter den andern Papieren aufzubewahren, da die Wahrheit vieler Dinge, woran man gezweifelt und vielleicht noch zweifelt, dargethan, und bewiesen wird, daß David Riccio, anstatt der bestochene Spion zu sein, welcher bezahlt wurde, das Werk Anderer zu thun, nur ein treuer und zuverläßsiger Diener war seiner trostlosen Herrin


Maria R."

Aus einem auf seine Geldangelegenheiten bezüglichen Verzeichniß geht hervor, daß David Rizzio bei seinem Tode ein beträchtliches Vermögen besaß, welches er nach und nach in seine Vaterstadt Turin geschickt und angeordnet hatte, es gewissen wohlthätigen Anstalten jener Stadt zu übermachen, welcher Wunsch vermuthlich auch erfüllt wurde.

Wie er über eine Menge Juwelen und Schmucksachen verfügte, die er von königlichen und fürstlichen Personen als Geschenke empfangen hatte, ist nicht klar, aber wir vermuthen, daß sie einer öffentlichen Sammlung übergeben oder die Beute gewissenloser Räuber wurden.

Ende.

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.



Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.